Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die
Kinder des Lichtes.

Von

Karl Landsteiner.

Zweiter Band.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Wien 1865.
Verlag von Carl Sartori,
Wallnerstraße Nr. 7,
gegenüber dem fürstl. Esterhazy'schen Palais.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel.

Eine Mainacht.

Die Zeit, welche jeden Keim, der bisher im Boden schlummerte, hervordrängt und jede Knospe bricht und mit Millionen Blüthen die duftigen Fluren überschüttet — das große Hochzeitfest der Natur — ist in das Land gekommen. Eine milde Mainacht hat ihren Schleier über die schlummernde Mutter dessen, was da lebt und webt, geworfen, und leise athmet dieselbe unter der Hülle. Lächelnd steigt der Mond herauf und betrachtet gutmüthigen Blickes die Schlafende... leise wandelt er daher über's Gebirge, um sie nicht zu wecken.... Ein süßer Friede ist ausgegossen über die Länder, und das Glück scheint endlich seinen Sitz auf der Erde aufgeschlagen zu haben! — Doch siehe! Da verdunkelt sich der mondhelle Horizont.. Rabenschwarze Wolken thürmen sich auf und werfen lange Schatten über die Gegend hin... Ist's ein nächtliches Gewitter, das, der Tagesschwüle folgend, mit Donner, Blitz und Regengüssen die Stille unterbricht? — Kein Blitz — kein Donner! Die Wolken werden zu Riesengestalten mit Flügeln und

langen, schleppenden Gewändern. Sie ziehen langsam dahin über die Länder, und die Menschen, die da unten schlafen und süß träumen von kommendem Segen, von Treue und Liebe, von Glück und Freiheit — sie schauern plötzlich zusammen und eine düstere Ahnung faßt ihre Seele, und als ob ein Alp auf ihnen läge, fühlen sie sich beängstigt und erwachen. . . . . Der Mond ist verdunkelt — schwarze Finsterniß umgibt sie. . . . Langsam, schweigend wandeln die Gestalten draußen dahin über die Städte und Dörfer. . . Es sind die Geister der Zwietracht und der Empörung, des Krieges und der Verwüstung, der Bosheit und des Bruderhasses; ihnen folgt der Engel des Todes, und gleich den sieben Unglücksboten in der Apokalypse gießen sie die Schalen des Zornes aus über die Völker. — Weh! Nun werden sich die Menschen verfolgen und bekämpfen, Brüder werden ihre Brüder morden und mit Blut wird geröthet werden die Erde; aufschlagen zu heller Lohe wird die Flamme der Revolution und die Sturmglocken werden heulen. . . . . Weinend wird der Engel des Friedens sein Antlitz verhüllen und schaudernd entweichen — und tief versinken wird der Erdball in Finsterniß — kein freundlicher Stern wird seine Bahn beleuchten, verdunkelt von den Schatten einer langen, grauenvollen Nacht. —

Professor Habakuk und Doktor Riesenbein, welcher seine Stellung in Berlin aufgegeben und sich in Wien bleibend angesiedelt hatte, verließen die Aula der Wiener Universität, in welcher eine lebhafte Debatte stattgefunden hatte und die während des verflossenen

Tages der Schauplatz wichtiger Ereignisse gewesen. Die akademische Legion hatte sollen aufgelöst werden und der Kommandant derselben, Graf Colloredo, hatte den „Calabreser“ bereits abgelegt. Aber man erzwang ein Dekret, welches die bewaffneten Cohorten der Studenten bestehen ließ und die Federn flatterten und die Schleppsäbel klirrten wieder wie früher. Dennoch blieben die aufgeworfenen Barrikaden, und mit Hacken und Schaufeln versehene Arbeiter zogen haufenweise durch die Straßen. Hie und da erscholl das famose Lied: „Wer kommt dort von der Höh'?“ oder Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?“ von dem Gipfel einer Barrikade, wo Akademiker, Nationalgardisten und ihre „Brüder“, die Arbeiter, beisammen saßen und sich unterhielten. . . . Als die beiden gelehrten Freunde sich dem obern Ende der Bäckerstraße näherten, gewahrten sie, daß dieselbe ebenfalls, wie so viele andere, durch eine fast stockhohe, aus Granitsteinen, Balken und Möbeln, welche man aus den nächsten Häusern herabgestürzt hatte, erbaute Barrikade versperrt war. Eine schwarzrothgoldene Fahne flatterte von der Spitze derselben. An ihrem Fuße brannte ein Feuer, um welches mehrere bewaffnete „Mitglieder des souverainen Volkes“ sich gelagert hatten. Habakuk blieb stehen und zauderte, ob er vorwärts schreiten oder umkehren sollte. Er war wie gewöhnlich gekleidet in seinen schäbigen Oberrock, den zerdrückten „Cylinder“ auf seinem weißlockigen Haupte. Riesenbein jedoch trug die Uniform der Legion, einen breiten deutschen Hut mit weißer bis zur Hüfte herabwallender Feder und einem silbernen A

auf der Vorderseite, und hatte ein breites schwarzroth-goldenes Band um die Brust geschlungen. „Wollen wir nicht lieber zurück, Doktor?" sagte Habakuk. „Wir kommen sonst heute nicht mehr nach Hause, und aufrichtig gesagt, ich bin sehr müde und schläfrig." — „Wenn es Ihnen so beliebt, Professor!" — Allein sie waren bereits bemerkt worden und ein Mann mit einem Knüttel ging auf sie los und rief: „Guten Abend, meine Herren! Wollen Sie uns nicht ein wenig Gesellschaft leisten? 's wird Ihnen nicht schaden." Die beiden Herren schritten nun auf die Barrikade zu. „Ah, Servus, Professor!" schrie ein halbbetrunkener Mann dem ärgerlich dreinsehenden Habakuk zu, indem er ihm eine mit Stroh umflochtene Flasche entgegenhielt. „Sie da, Schnäpsele?" fragte der Professor verwundert. „Nun? Haben Sie vielleicht etwas einzuwenden dagegen?" „Durchaus nicht — Sie sind ja ein freier Mann!" „Nun, das will ich meinen," gurgelte Schnäpsele, während er sich bemühte, das Gleichgewicht zu erhalten. „Saufen kann er, der Schnäpsele" — meinte ein Arbeiter, der an die Barrikade gelehnt auf dem Boden saß — „ein durstiger Ochse ist ein Spatz gegen ihn... aber heut hat's ihn doch! Der Teufel! seine Füße sehen aus, wie des Pillersdorf seine, wenn er eine Rede hält... sie schnappen zusammen, daß Einem angst und bange wird!" „Er steht halt auch auf keinen bessern Füßen, als die Aprilconstitution!" sagte ein Student, der die Wache hatte und mit der Flinte über der Schulter auf und abging. Schnäpsele ließ ruhig witzeln über sich und

trank fort. Habakuk wendete sich mit Abscheu weg von diesem Menschen, dem er unzählige Wohlthaten erwiesen, Schulden bezahlt und Anstellungen verschafft hatte, um ihn zu bessern, der aber hartnäckig auf dem Wege der Liederlichkeit verblieb. „Was macht der lederne Herr Papa, Sasa, Herr Papa?“ sang Schnäpsele mit rauher Branntweinstimme und warf sich auf eine im Wege liegende Matratze, um zu schlafen. „Ist's denn wahr, daß der Windischgrätz kommen soll?“ fragte ein Gardist von der Kavallerie. „Man sagt es allgemein,“ erwiederte Riesenbein. „Aber die Wiener müssen sich darum nicht einschüchtern lassen. Die Freiheit ist ein theures Gut und kann oft nur durch Blut erkauft werden. Es muß der Welt gezeigt werden, daß Oesterreich reif ist für politische Selbstständigkeit und daß es sich nicht mehr der Willkür der Aristokraten und dem schändlichen Egoismus der Reactionäre hingibt. Nieder mit den Feinden der Freiheit! Ein großes, mächtiges Oesterreich, verbunden mit dem einigen Deutschland auf der Basis unserer Errungenschaften! Inniger Anschluß an Deutschland — das sei unsere Losung. Die deutschen Brüder draußen werden uns dann zu Hülfe eilen, wenn Gefahr droht, daß die junge Freiheit von den rohen Soldatenhänden zertrümmert werden soll. Dann mag Windischgrätz kommen! Wir wollen ihm zeigen, was freie deutschgesinnte Bürger vermögen!“ — Ein brüllendes Hurrah! folgte dieser Anrede des Doktors. . . Aber Habakuk schüttelte den Kopf. Er dachte sich: „Schon recht: Anschluß an Deutschland. Das wollen wir auch. Wir sind ja

Deutsche — wie sollte es uns nicht zu unsern Brüdern hinziehen? Aber in euerem Sinne heißt Anschluß an Deutschland so viel als Zertrümmerung Oesterreichs. Wenn wir blindlings der herrschenden Parlamentspartei folgen, so sind wir ungerecht gegen die übrigen Völker der Monarchie, und die Früchte werden sich bald zeigen. Die Slaven werden schreien: Anschluß an Rußland! Oder es kommen die Czechen gar mit dem Begehren nach einem selbstständigen Reiche, und die Mähren verlangen Wiederherstellung des alten Großmähren. Die Polen: Ein einiges Polen! Die Ungarn: Ein selbstständiges Magyarenland! Die Lombardo-Venetier: Anschluß an das übrige Italien! ... Dann kann ein Jeremias kommen und den Untergang des schönen Reiches beklagen, das die eigenen Kinder zerrissen, weil sie in blindem Taumel leere Phrasen zur Wirklichkeit machen wollten und Hirngespinste toller Köpfe für praktische Ideen hielten." Das dachte sich der Professor — aber er sagte nichts. Doch schon seine Miene verrieth die innere Opposition. Der Mann mit dem Knüttel, dessen Name Köpfer war, fragte ihn sogleich: „Ist der Herr ein Schwarzgelber?" „Lieber Freund! Was verstehen Sie eigentlich unter dem Namen: Schwarzgelber?" sagte Habakuk als Gegenfrage. „Was ich drunter verstehe?" erwiederte der Arbeiter und schwang seinen Prügel .. „Daß ich Jeden niederschlage, von dem es heißt, daß er einer ist." „Brav geantwortet!" sagte der Professor unerschrocken. „Das ist doch ein argumentum ad hominem... Ueberhaupt, meine Herren! ich sage es, wie ich mir's denke, neh-

men Sie mir's nicht übel — unser Unglück ist, daß wir unter der Herrschaft der „Schlagwörter" stehen! Es ließe sich in dem Ausdrucke Schlagwörter eine scherzhafte Beziehung finden, aber ich bin wirklich nicht aufgelegt zu scherzen — also Spaß bei Seite! Wir hören täglich die Worte: Liberal, radical, reactionär, ultra, — wir hören die schönen und bei uns doch nichtssagenden Klänge: Freiheit, Brüderlichkeit, Preßfreiheit, Constitution, Einkammersystem u. s. w... wir hören diese Worte und haben damit eine Praxis verbunden, die sehr der dieses Herrn ähnelt, der mir das Wort „schwarzgelb" erklärte... Wir schreien: hoch die Liberalen, nieder die Conservativen, nieder die Reactionäre, nieder die schwarzgelben Hunde, nieder die Ultramontanen, nieder die Gutgesinnten! — Dann fügen wir hinzu: Es lebe die Freiheit! — Aber kann's eine größere Ironie geben? Dieser Ruf: Es lebe die Freiheit! ist unter den obwaltenden Umständen ein frecher Faustschlag, welchen die größte Tyrannei, nämlich die einer siegreichen, erhitzten Partei, jedem Andersdenkenden in's Gesicht versetzt... Ein freies Volk muß jede Meinung vertragen können, sonst ist es eben nicht frei.... Uebrigens...."

„Nichts mehr — Professor!" rief der Legionär. „Wir kennen Sie von Ihren Vorträgen! Sie sind ein achtbarer Mann, aber was man einen „Knopf" zu nennen pflegt." Habakuk verneigte sich. Ein satyrisches Lächeln umspielte seine Lippen, aber es stand ihm dabei eine Thräne im Auge. „Ja, diese Herren" — meinte der Arbeiter — „haben gut reden! Sie

streichen ihre Gelder ein und setzen sich zum vollen Tisch — Unser Einer aber, wenn er tagelang nichts zu fressen hat und Einem die Zunge zum Maul heraushängt vor Elend und Jammer, wartet nicht, bis die Herren erklären, was ein Conservativer oder Rebeller ist. — Gehauen wie gestochen! Was liegt uns dran, ob Preßfreiheit oder Censur oder alle beide zugleich sind, ob wir ein Zimmer oder eine Kammer haben, der Teufel soll's holen, wenn man uns nichts zu arbeiten, nichts zu leben gibt. 's wird Einem halt doch einmal zu viel, wenn man sich immer soll treten lassen und nichts dafür kriegt. Da lob' ich mir die Herren Studenten! Die haben ein Herz für den armen Mann! Drum sind sie auch fast angebetet! Kommen Sie her, daß ich Ihnen ein ‚Bussel' geb'!" Mit diesen Worten ging er auf den Legionär zu, umarmte ihn und tätschelte ihm die Wange. „Mein Bub'" — fuhr er fort mit einer für diesen rohen Menschen weichen Stimme — „war auch so ein flotter Student! Wie ihm der Rock stand und seine blonden Locken! 's Herz könnt's mir abdrücken, wenn ich dran denke! Was ich mich plagte und rackerte, um ihn studiren lassen zu können, und als er's so weit gebracht, auf der Universität zu lernen, da kommen die Märztage und mein armer Bursche muß in's Gras beißen. Wie er so vor mir dalag, die Brust von der Kugel zerrissen, über und über voll Blut, und zu mir sagte: ‚Leb' wohl, Vater! Ich sterbe gerne für die Freiheit!' da hätt' ich schreien können vor Wehmuth.... Nun liegt er draußen auf der Schmelz. Wahr ist's, eine schöne Leiche haben sie

gekriegt, die Gefallenen. Mir wär's aber doch lieber, er lebte noch!" — Und der Mann schluchzte wie ein Kind, daß Alle gerührt um ihn standen. Mehrere zogen ihre Börsen und beschenkten ihn.... Plötzlich drang ein eigenthümliches Lärmen und Getöse zu den Ohren der Versammelten. Die große Glocke zu St. Stefan wurde angeschlagen und die tiefen Klänge erdröhnten schauerlich in der Nacht. Bald läutete man von allen übrigen Thürmen der Hauptstadt zum Sturme. Lebendig wurde es auf allen Straßen. Haufen von Bewaffneten schaarten sich zusammen, Generalmarsch wurde geschlagen und die Nationalgarde-Kavallerie zusammengeblasen. „Was gibt's denn? — Was ist denn wieder geschehen?" — „Das Militär kommt! — Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Diese Rufe wurden überall hörbar. Aber es war ein blinder Lärm, wie so oft in jenen Tagen.

Habakuk benützte die allgemeine Verwirrung, um zu entwischen. Er lief die Bäckerstraße hinab und suchte das Stubenthor zu erreichen, ehe es geschlossen und abgesperrt würde. — Schon war er zum Dominikanergebäude gekommen, als ein Trupp Studenten unter Trommelschlag heranmarschirte. Es war eine Cohorte von Juristen. „Zurück, zurück!" Habakuk lief nun gegen das Rothenthurmthor, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Aber ein endloser Zug von Arbeitern, die mit ihren Werkzeugen versehen unter dem Scheine von hundert Fackeln herstürmten, hielt ihn auf. Er trat unter ein Hausthor. Was hätte er gegeben, wenn es offen gewesen wäre! Einer von den Arbei-

tern ersah ihn und schrie: „Mit da! Wir wollen die Schienen zerstören, damit die Soldaten nicht nach Wien fahren können, um uns zu erschießen.“ „Das ist ja der Habakuk!“ — rief ein Anderer, in welchem der Professor den Greißler Assing erkannte, dessen Verwandte eine Nonne war. Bald bildete sich eine Gruppe zerlumpter Kerle um den armen Habakuk. „Er hat eine Rede gegen den Sicherheitsausschuß gehalten! Ich war dabei!“ „Er ist ein Gutgesinnter!“ „Die Studenten mögen ihn nicht — ich weiß es!“ „Schlagt ihn todt!“ So rief es durcheinander. Habakuk aber entblößte seine Brust und sagte: „Bringet mich um — wenn ihr wollt — ich sag' euch aber, daß ich es immer gut mit euch gemeint habe. Meine Reden sind mißverstanden worden. Ich warnte nur vor Uebergriffen und Ungerechtigkeiten! Ich habe ein Herz für den Armen — aber er muß billig sein.... Tödtet mich nur!“ Diese Rede bewirkte alsbald einen Umschwung der Gesinnung. So gutmüthig waren diese Leute im Grunde — aber aufgehetzt, gestachelt von übelmeinenden Aufwieglern, ließen sie sich oft zu Gräuelthaten hinreißen, die bestialisch genannt werden konnten. „Er ist doch ein guter Kerl!“ „Laßt ihn laufen!“ „Eigentlich hat er nicht Unrecht — man muß billig sein!“ Mit diesen Worten entfernten sie sich und eilten dem Trupp der Uebrigen nach, die singend und schreiend nach der Nordbahn zogen. Habakuk holte tief Athem und wischte sich den Todesschweiß von der Stirne. Lange nach Mitternacht erst erreichte er endlich seine Wohnung in der Schottenhofgasse.

Zweites Kapitel.

Der Weg des Liederlichen.

„Mein Gott! Ist das noch das alte Wien?“ rief der Professor aus, als er sich zur Ruhe niederlegte, „die Leute sind ja wie besessen! Es ist unglaublich, wie weit Bosheit und Muthwille der Menschen gehen können! Sie sind vor Ingrimm ganz dumm geworden! Obcoecati sunt! Nicht zufrieden mit den glänzenden Märzerrungenschaften, nicht zufrieden mit der Aprilverfassung auf breitester liberaler Grundlage, nicht zufrieden mit den fast republikanischen Institutionen der letzten Tage, wollen sie Alles vernichten, was nicht Lump und Wühler ist! Sie wollen gar kein Gesetz, gar keine Ordnung, gar keine Sitte, gar keine Obrigkeit — das stellt sich nun klar heraus. Sie haben es durch ihre Frechheit so weit gebracht, daß der herzensgute Kaiser Ferdinand, der ihnen ohnehin Alles bewilligte, was nur möglich war, Wien heimlich verlassen und sich flüchten mußte in's treue Tyrol. Sie werden nicht eher Ruhe geben, als bis sie Alles verloren haben und der Polizeistock wieder auf ihren Rücken tanzt... Und sie verdienen's nicht besser. Leider müssen dann die Edeldenkenden auch wieder darunter leiden... Aber an Allem sind die fremden Hetzer schuld, die kein Herz für uns haben, sondern nur im Trüben fischen wollen für sich selber. Diese elenden, niederträchtigen Zeitungsschreiber und verkommenen Intelligenzler! Au weh!“ —

Mit einem tiefen Seufzer löschte er das Licht aus und hüllte sich in seine Decke.

Eine Stunde ungefähr mochte der Professor geschlummert haben, als er durch ein heftiges Pochen an seiner Thüre geweckt wurde. „Donnerwetter!“ rief er und sprang auf, „was ist's denn? hat man gar keinen Frieden mehr auf dieser Welt?“ Nun suchte er Zündhölzer, um Licht zu machen. Armer Habakuk! Um in der Nacht Zündhölzer zu finden, muß man Ordnung halten in seiner Wohnung, und jedes Geräthe muß seinen bestimmten Ort haben. Der Professor tappte herum, und griff und tastete, und brummte und jammerte, aber das Feuerzeug konnte er nicht entdecken. Indeß rumorte es draußen immer ärger, und ein Röcheln ließ sich vernehmen, wie von einem Sterbenden. Da schritt der Professor denn ohne Licht verzweifelnd zur Thüre, und hätte bald seinen Raben zusammengetreten, welcher an der Schwelle hockte und nun kreischend davon hüpfte...... „Wer ist's!“ fragte Habakuk. „Ich bin's“ — antwortete eine heisere Stimme — „der Geist, der stets verneint!“ — „Ah! zum Kukuk, der lumpige Schnäpsele! Wollen Sie noch scherzen da draußen, wenn Sie mich aus dem Schlafe geschreckt haben! Sie sind ein unerträglicher Geselle!“ „Ja, ja!“ krächzte der Rabe in der Ecke. „Oeffne den Todten!“ rief Schnäpsele und kratzte an der Thüre wie ein Hund. „Ich will zu einem Lebendigen, sonst frißt mich das Entsetzen!“ — „Was haben Sie denn,“ sagte der Professor, und fröstelnd öffnete er. Zusammengekrümmt, im bloßen Hemde, stand der Elende draußen, und huschte

nun eilends herein, indem er leise flüsterte: „Mach' schnell zu, damit sie nicht herein kann..." „Wer?" fragte Habakuk... „Wer? Meine Mutter! Hast Du sie nicht gesehen? Sie ist aus dem Grabe gestiegen und hat mich verfolgt durch die ganze Stadt. Sie ist mir nachgekommen in meine Kammer und hat sich zu mir auf's Bette gesetzt. Und was sie gesprochen hat! Huh! Eiskalt ist mir vor Schauder! Gib' mir eine Decke, daß ich mich wärme! Hu hu! Was ich für ein abscheulicher Mensch bin!" „Ja, ja!" krächzte der Rabe wieder und schlug mit den Flügeln... Schnäpsele stieß einen Schrei aus und rief: „Jesus Maria! Der böse Geist ist da; sieh, er will mich fassen, er streckt seine Krallen aus nach mir, er will mich hinabschleudern in die rothe Gluth der Hölle." „Es ist nur mein Rabe, Schnäpsele!" sagte der Professor, indem er seine Bettdecke um den Unglücklichen schlug, den er, wie gewöhnlich der Fall war, für betrunken hielt. Aber es war mehr als Trunkenheit, es war Wahnsinn, Säuferwahnsinn, eine der gräßlichsten Krankheiten, die des Menschen Körper zu Grunde richten und seinen Geist auf immer zerstören kann. Schnäpsele hüllte sich nun in die Decke und setzte sich am Boden nieder. Habakuk begab sich hierauf zu seiner Zimmerfrau, um Licht zu erhalten. Frau von Henderl erschien nach einer Weile mit einer brennenden Kerze. „Ich weiß nicht," sagte sie, „wo mein Dienstbote steckt. Die Person ist seit 4 Uhr Nachmittags nicht zurückgekommen... Um Gottes willen, Professor" — rief sie aus, als sie die am Boden kauernde Gestalt erblickte — „wen haben

Sie denn da?“ „Haben Sie gar nichts gehört?“ fragte Habakuk. „Ach, was sollte ich gehört haben? Ich dankte Gott, daß ich auf das schauerliche Läuten und Trommeln endlich einschlafen konnte. Ich träumte so angenehm von Herrn von Krapferl. Der Gute war prächtig gelaunt und spielte mit seiner schönen Uhrkette. Ich muß doch im Traumbuch nachsehen, welche Nummer auf einer Uhrkette steht!... Also wie gesagt, ich träumte so süß — da spektakeln Sie mich auf...“ „Weil mich der Schnäpsele auch aufspektakelte,“ sagte der Professor. „Ist das der Herr Schnäpsele?“ — fragte Frau von Henderl erstaunt — „ich hätte ihn nicht erkannt. Er sieht ja entsetzlich aus! Die Haare stehen ihm zu Berge — die Augen verdreht er — der Schaum steht ihm vorm Munde. Jesus — was hat er denn?“ Schnäpsele streckte seine Hände aus, wie wenn er Jemanden abwehren wollte. „Hinweg!“ schrie er mit markdurchdringender Stimme — „hinweg! Ich weiß, daß Du todt bist seit drei Jahren.. Du mußt längst verfault sein! Es ist nur Dein Geist, der mich quält. Geh! Ich entsetze mich vor Dir — rühre mich nicht an — Deine Hände sind eiskalt und haben den Modergeruch des Grabes...“ Habakuk und seine Zimmerfrau standen schweigend und horchten mit innerlichem Schauder. „Was wollen Sie thun mit ihm?“ fragte die Frau endlich, — „er ist ja verrückt geworden.“ „Gräßlich!“ — erwiederte Habakuk — „so tief kann der Mensch sinken!“ Dann ging er auf den Trunkenbold zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Freund! Fassen Sie sich! Ermannen Sie sich!

Es ist kein Gespenst da — Ihre aufgeregte Phantasie spiegelt Ihnen nur Allerlei vor!" — Schnäpsele schien sofort zu sich zu kommen... „Lieber Professor," sagte er still vor sich hin und helle Thränen rannen über seine Wangen herab — „Sie haben mir viel Gutes gethan, Sie haben mich zu einem ordentlichen Menschen machen wollen — leider! war es schon zu spät, als Sie mich kennen lernten! Sie sind ein edler Mensch, aber in meinem Herzen brennt bereits das Feuer der Verdammniß! Ich bin verloren hier und dort, ich bin verloren auf ewig!" „Niemand ist verloren," erwiederte Habakuk gerührt, „der Reue in seinem Busen fühlt, und wäre er ein noch so großer Sünder. Gott ist barmherzig!" „Ach ja! — Ich kann aber nicht bereuen — es ist mir unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen.... O, wie unglücklich bin ich... Einstens ein Mensch voll Kraft, Feuer und Talent, beliebt als witziger Kopf und jovialer Gesellschafter, geachtet als unbescholtener Charakter, strebend nach dem Höchsten — ach! man hat mich zu tief in die Mysterien des Lebens blicken lassen, ich habe zu viel gesehen, zu viel erfahren... ich sah die Welt an mit heitern Augen der Unschuld — der Pesthauch der Verführung hat sie getrübt.. mein armseliger Leib wurde zu einer Werkstätte des Lasters und zu einer Wohnung der abscheulichsten Lüste... weh! weh! ich verlor die Achtung vor der Menschheit, weil ich mich selber verachtete... ich verlor das Gefühl der Lebensfreude, weil ich mich in viehischen Genüssen wälzte, bis mir Alles zum Ekel wurde... Ich sah vor mir eine end-

lose Leere, und ein scheußlicher Nihilismus wurde meine Religion... Nun ertränkte ich meinen Ekel vor Allen... ich wurde ein unheilbarer Säufer... und jetzt muß ich sterben. Ich weiß es, ich muß sterben!" — Er verhüllte sein Haupt und schluchzte herzzerreißend. Habakuk suchte ihn zu ermuntern, zu trösten, zu beruhigen, aber schon kehrte die Tollheit wieder zurück und sein kaum auf wenige Augenblicke erhellter Geist umnachtete sich von Neuem. „Geh zurück in Deine Grube, todte Mutter!" — sagte er — „ich weiß ohnehin, was Du mir sagen willst. Ich bin Schuld, daß Dir das Herz brach — ja, ich habe Dich getödtet, nicht mit dem Messer oder mit Arsenik — nein, durch Gram und Kummer! Geh' in Dein Grab zurück und schlafe, schlafe bis zum jüngsten Tage. Ich komme morgen ohnehin auch hinab zu Dir.... Es ist eine abscheuliche Nacht draußen und gut für den, der in seinem Grabe ruhig liegen kann. Es regnet Feuer und Blut vom Himmel, die bösen Geister sind losgelassen aus der Hölle und die wilde Jagd tobt durch die Straßen. Die Erde ist zerrissen, schwarze Männer steigen heraus und klirren mit den Schwertern, und aus der Tiefe hört man singen: Dies irae, dies illa! Geh' schlafen, Mutter — es ist eine wilde Nacht draußen..." „Ja, ja" — kreischte der Rabe wieder. „Was willst Du sagen, schwarzer Geselle?" fuhr Schnäpsele fort — „daß heute Charfreitag ist? Ich weiß es — sie haben an diesem Tage Jesum Christum gekreuzigt, nicht? Siehst Du, wie gut ich Alles weiß? Und als sie ihn an's Kreuz geschlagen hatten, da verfinsterte sich die Sonne

und ein gewaltiges Erdbeben entstand und die Gräber öffneten sich und die da unten schliefen standen auf und erschienen Vielen, und siehe! der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten... Ist Jesus auch für mich gekreuzigt worden?" fragte er hierauf, indem er Habakuk anstarrte, welchem der Zustand dieses Menschen bereits klar zu werden anfing. „Für alle Menschen, die an ihn glauben!" antwortete er. „Ich glaube aber nicht an ihn!" sagte der Unglückliche.... Die Zimmerfrau sank vor Entsetzen auf einen Sessel; sie bekreuzte sich und sagte: „Ich kann nicht mehr bleiben — ich werde nervös! Das ist ein schrecklicher Mensch." Hierauf ging sie in ihr Zimmer zurück. Der Professor aber winkte nach einer Weile dem Wahnsinnigen, um anzudeuten, daß derselbe ihm folgen solle. Schnäpsele gehorchte wirklich und wurde so durch Habakuk auf seine Kammer gebracht, wo er auf sein Lager sank und noch einige Zeit phantasirte. Der Professor betete indessen laut ein Vaterunser. Endlich wurde Schnäpsele ruhig, er schien eingeschlafen zu sein. Habakuk deckte ihn zu und entfernte sich. Aber nochmals zu Bette zu gehen vermochte er nicht. Er erwartete in trübe Gedanken versenkt den Morgen, der auch bald anbrach. Sein erster Gang war nun nach Schnäpsele's Kammer, um zu sehen, wie dieser sich befinde und dafür zu sorgen, daß er in's Krankenhaus gebracht werde. Die Kammer war jedoch von innen verriegelt und jedes Klopfen und Rufen vergebens. „Er wird schlafen!" dachte der Professor. „Ich werde später nachsehen." Dann ging er an seine Arbeiten, schrieb mehrere Briefe, darunter einen

an den Grafen Max mit der Bitte, ihm ein Asyl in Hohenschau während der politischen Bewegungen zu gewähren, da er in Wien durchaus nicht länger bleiben wollte. Nicht daß er sich gefürchtet hätte, aber das Leben wäre ihm zum Ekel geworden. Und in der That war es damals sehr unbehaglich in Wien; keine Geschäftigkeit, kein Frohsinn, kein feineres Vergnügen; dahin die Freude an den höheren Gütern des Menschen, nirgends Sinn für Kunst und Wissenschaft und für gemüthliche Conversation, erstorben die weltberühmte Lustigkeit der alten Kaiserstadt, verklungen die fröhlichen Weisen der vormärzlichen Zeit — nichts als Politik und Klubbs und Barrikaden und Katzenmusiken! Nichts hörbar als das „Fuchslied" oder der „Nationalgardemarsch" — allerdings ein interessantes Treiben für die, welche es eben — interessirte. Zu diesen gehörte Habakuk nicht. Wie sehnte er sich hinaus auf das Land, in's Grüne, in's Freie! Wie reute es ihn, auch nur einige Male den Mund aufgethan zu haben, um seine politische Gesinnung auszusprechen! Freilich hatte er in seiner Einfalt geglaubt, den Leuten sei es wirklich um das Wohl des Staates zu thun. Er hatte die schmutzigen Triebfedern noch nicht gekannt, welche die Maschine des öffentlichen Lebens bewegten in jenen Tagen. Habakuk liebte sein Vaterland, darum erfüllte ihn das ruchlose Gebahren Derjenigen, die das Volk bis zu wahnwitzigen Ausschreitungen hetzten, mit tiefem Schmerze.

Hoch am Tage war es, als der Professor die Briefe couvertirte und auf die nächste Posterpedition

trug. Auf dem sogenannten „Platzl" trat er in eine Barbierstube, um sich seines schon, wie er sagte, „jetztzeitigen" Bartwuchses entledigen zu lassen. Der Barbiergehülfe kannte ihn schon und grüßte ihn freundlich. „Wie steht das Befinden, Herr Professor?" „Befinden? Wie kann man heutzutage nach dem Befinden fragen? Sie kommen mir vor, wie der Pharisäer, welcher dem Herrn eine Zinsmünze zeigte und ihn frug: Ist's erlaubt u. s. w.?" „Ich verstehe Sie nicht, Herr Professor..." „Seifen Sie mich erst ein, ich werde mich sogleich erklären." „Ganz wohl!" „Also — Sie frugen nach meinem Befinden. Auf diese Frage kann ich nun antworten: Gut oder schlecht. Nicht?" „Allerdings, Herr Professor!" „Antworte ich nun gut, so wird es heißen: Wie? Dem geht es gut, wo Alles auf dem Sprunge steht? Der muß entweder Geld vergraben haben, oder er muß im Solde der Kaiserlichen stehen, oder er muß ein äußerst leichtsinniger Mensch sein.... In jedem dieser drei Fälle ist er Delinquent in der öffentlichen Meinung. Weh ihm! — Sag' ich: schlecht, so wird es heißen: Wie? Der wagt zu sagen, daß es ihm schlecht geht bei uns, die wir Alles errungen haben, was nur eine Nation erreichen kann? Der ist sicher ein Reactionär, ein Anhänger des alten Systems! Nieder mit ihm!" Der Barbier wagte nicht zu lachen, denn es saß noch ein Mann da in der Uniform der Legion, der aber sicher kein Student, sondern einer jener aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Taugenichtse war, die sich damals ebenfalls als „Akademiker" geberdeten. Dieser

firirte den guten Habakuk, der so unvorsichtig war, über Dinge zu spassen, die man nicht zum Gegenstande des Scherzes machen durfte, ohne sich Calamitäten auszusetzen. Das sollte Habakuk bald erfahren. —

Als er sich wieder entfernte, warf ihm der Barbiergehülfe einen fast mitleidsvollen Blick zu, den der Professor aber so wenig wie den stechenden des Akademikers beachtete. Nach Hause gekommen ging er mehrmals zu Schnäpsele — aber wie am Morgen war die Thüre verriegelt. Er pochte lange — keine Antwort... „Es wird ihm doch kein Unglück geschehen sein?" Kopfschüttelnd holte er den Hausmeister herauf, welcher mit einem Hammer an die Thüre schlug. Der Lärm hatte bald auch andere Hausgenossen herbeigelockt, welche sich, nachdem ihnen der Professor das Ereigniß der vergangenen Nacht erzählt hatte, in den verschiedenartigsten Vermuthungen ergingen. „Vielleicht hat ihn der Schlag getroffen," sagte die Greißlerin Assing. „Einer meiner Vettern war auch so ein Saufaus, und eines Tages haben sie ihn mausetodt hereingebracht von Hernals. Im Wirthshaus ist er plötzlich vom Stuhl gefallen und — aus war's." „Er kann ja auch im Starrkrampf liegen," meinte Frau von Henderl, „der öfters in solchen Zuständen eintritt." „Kann's es auch sein aus des Bett gefallen" — muthmaßte die Hausmeisterin — „und kann's es sich haben Kup zerschlagen... wär' es gangen Mann meiniges auch mal so, wie es hat gehabt Kapitalrausch... Wär' nicht gelegen Pulster auf die Erdboden, meiner Seel' wär' es gewesen caput!" „Halt's Maul, dumme

Gans, böhmakische!“ rief der zärtliche Gatte seiner Ehehälfte zu — „hol’ mir lieber meine Hacke, daß ich die Thür einschlage.“ Grete ging. Bald war das Schloß zertrümmert und die Leute drangen in die Wohnung des Wahnsinnigen. Das Bett war leer — Schnäpsele nirgends zu erblicken. Papiere lagen umher — Kleidungsstücke — Stricke... Auf dem Tische ein Brief an Professor Habakuk adressirt, den derselbe zu sich nahm. Da sagte die Greißlerin: „Seht dort hin auf den Kasten!“ Aller Blicke wendeten sich einem alten, sehr großen Schranke zu. Ein Flügel desselben stand zur Hälfte offen — zwei nackte Füße ragten hervor. Habakuk stürzte hin und öffnete... Gräßlicher Anblick! — Mit verglasten Augen stierte ihn Schnäpsele an. Sein Gesicht war blau angelaufen, seine Zunge hing weit heraus, die Hände waren krampfhaft geballt — er hatte sich erhängt.

Drittes Kapitel.

Stützen des Thrones.

Der General Degenwerth besaß eine elegante Villa in dem romantisch gelegenen Kalksburg bei Wien. Eine Viertelstunde von der Südbahn entfernt, konnte er in kurzer Zeit in der Residenz und eben so schnell wieder auf dem Lande sein. Die Villa lag an einem bewaldeten Hügel, dessen unterer Theil zu einem reizenden Garten umgeschaffen worden war. Hier gab es Rosen-

bouquets, Springbrunnen, Jasminlauben. Aus diesem Garten führte ein Kiesweg in das Wäldchen, durch welches man auf die Spitze des Hügels gelangte, wo eine überdachte Bank den Wanderer zur Ruhe und zum Genusse der schönen Aussicht einlud.

Es war an einem schwülen Nachmittage. Degenwerth war mit seinem Adjutanten ein wenig ausgeritten. Frau von Degenwerth saß im Garten und ließ sich von Alexandra vorlesen, indeß die kleine Hermine mit einer Puppe spielte. Die Frau Generalin horchte eine Weile der sehr affectirten Vorleserin zu, dann machte sie eine schwache Bewegung mit der abgezehrten Hand, durch deren schneeweiße Haut man genau die blauen Aederchen sehen konnte. Alexandra hielt inne... „Was ist Ihnen, meine Gnädige? Ein Anfall wieder?" „Nein," sagte die Generalin mit schwacher Stimme, „mir ist so weit wohl — aber hören Sie nichts, Alexandra?" Die Bonne lauschte. Deutlich vernahm man die Hufschläge eines galoppirenden Pferdes. Es kam näher — der Reiter schien vor der Villa abzusteigen. „Sehen Sie doch nach!" befahl Frau v. Degenwerth. Alexandra entfernte sich eilig. Bald kam sie zurück mit einer Depesche. „Es war ein Courier vom Kriegsministerium," sagte sie, „und brachte diesen Brief für den Herrn General." „Also richtig!" hauchte die Frau — „ich dachte mir's. Und doch kommt's mir unerwartet. Degenwerth muß sich trennen von mir, vielleicht auf immer." Sie ließ ihr Haupt auf die Brust sinken, daß die dunkeln Locken über das bleiche Gesicht quollen. „Verlassen Sie mich, Alexandra!" sagte sie

nach einer Pause. Die Bonne begab sich in ihr Zimmer. Alexandra von Fuchsenheim war eine wohldressirte Gesellschaftsdame; sie verstand es, sich in jedes Verhältniß zu fügen und hatte einen scharfen Blick, um die Schwächen ihrer Umgebung zu erspähen und für sich auszubeuten. Trotz ihrer Vornehmthuerei, die dem geraden, offenen General ein wenig lästig war, hatte sie sich in dessen Hause gleichwohl unentbehrlich gemacht. Sie besaß auch wirklich viel Geschicklichkeit, sprach geläufig englisch, französisch und italienisch und hatte Geist und Witz, dem sie aber nie die Zügel schießen ließ, wenn sie besorgte, daß ein allzufreies Benehmen mißfallen könnte.... Konnte sie sich jedoch ungehindert gehen lassen, wie ihr sinnliches Naturell es verlangte, so überließ sie sich einer fast unweiblichen Nachlässigkeit oder ungebundenem Genusse. Als sie die Thüre ihres Zimmers hinter sich geschlossen hatte, warf sie ihr knappes Oberkleid ab und zog eine Männerblouse an, riß das Goldnetz, welches ihre Haarflechten zusammenhielt, herunter und stülpte einen türkischen Feß auf den schön geformten Kopf, worauf sie sich gähnend über das Kanapee hinwarf und ausrief: „Wie langweilig! O wie langweilig ist Alles! Diese Creaturen meinen, wenn sie Essen, Trinken und einen lumpigen Gehalt geben, so ist man zufrieden damit und schätzt sich glücklich. Dieses Pack ist noch so philisterhaft, so kleinlich und armselig in seinem Gebahren, daß mich oft ekelt davor. Wär' ich in Paris geblieben! Da verstehen die Leute doch zu leben.“ Nach dieser Expectoration stand sie auf, zündete sich eine Ci-

garre an und blies die blauen duftigen Rauchwolken zum offenen Fenster hinaus, während sie spöttisch lächelnd auf ihre kranke Gebieterin hinabblinzelte, welche noch immer mit gesenktem Haupte im Garten saß. „Armes Wesen," lispelte Alexandra zwischen den Zähnen und streifte die Asche der Cigarette am Fensterrahmen ab, „Du kränkst Dich darüber, daß Dein Gemahl in den Krieg ziehen und Dich verlassen muß. Wie beschränkt! Wie weit zurück in der Bildung bist Du doch! Eine andere Dame würde sich freuen darüber, solch' eines faden Ehegesponses auf eine Weile los zu sein.... Doch," fügte sie hinzu, und ihre Mienen nahmen einen eigenthümlichen, abscheulichen Ausdruck an, „sie ist ja krank... Was kann sie thun?"

Inzwischen kamen der General und der Adjutant vom Spazierritte zurück. Degenwerth eilte sogleich zu seiner Gattin, welche ihm die Depesche übergab. Der General erbrach dieselbe und überflog den Inhalt. „Vom Grafen Latour," sagte er, „ich muß sogleich nach Italien zur Armee." Seine Frau sah ihn an mit nassen Augen. „Liebes Mutterl" — es war dies ein Ausdruck der Zärtlichkeit bei dem General — „es war ja vorauszusehen, daß es so kommen würde. Kümmere Dich nicht zu sehr, es könnte Deiner Gesundheit schaden...." „Ich kann Dich nicht begleiten?" fragte die Generalin, obwohl sie wußte, daß es nicht möglich sei. „Wo denkst Du hin! Erstens würdest Du die Strapazen der Reise nicht ertragen können und dann mußt Du bedenken, daß wir die Kinder auf keinen Fall mitnehmen könnten... Tröste Dich, Rothburga!"

„Wenn Dir aber ein Unglück geschieht?“ „Nun so sterbe ich für meinen Kaiser, der jetzt in seiner bedrängten Lage der Kraft seiner Getreuen mehr als sonst bedarf. Du wirst dann stolz ausrufen können: ‚Mein Gatte ist gefallen für den heiligen Thron und das alte Recht Oesterreichs!‘“ Nothburga schwieg, aber aus ihren Augen strahlte die Bewunderung und Liebe, welche sie ihrem Gatten zollte, obschon dieß Gefühl selten bei ihr zum Ausdruck kam, da ihre fortwährende Kränklichkeit sie sehr launisch und mißgestimmt machte. „Wo ist denn Alexandra?“ fragte der General nach einer Weile. „In ihrem Zimmer — ich habe sie fortgeschickt, da ich allein sein wollte.“ „Ah! Ich wollte nur sagen, daß sie nicht vergessen soll, das Souper für heute Abend zu arrangiren, es werden einige Herren bei mir einsprechen.“ „Wer?“ „Der Graf von Clam-Prisnitz, der Freiherr von Trosky, der Herr von Hrasal und einige höhere Offiziere.“ „Ach!“ „Liebe Nothburga, entschuldige, aber ich konnte es nicht umgehen, sie wenigstens einmal einzuladen.“ Die Generalin rief nun den Adjutanten herbei, welcher der kleinen Hermine Blumen gepflückt und mit ihr gespielt hatte. „Gehen Sie doch zu Alexandra und sagen Sie ihr, daß Gäste kommen.“ „Nach Befehl, meine Gnädige!“ Und der Offizier eilte davon. Alexandra lag wieder ausgestreckt auf ihrem Kanapee, als der Adjutant klopfte und auf ein: Entrez! eintrat, sich verbeugend vor der emancipirten Dame. Die Bonne musterte ihn mit halbgeschlossenen Augen... „Was wünschen Sie?“ sagte sie und ihre schneeweißen Zähne blitzten zwischen

den üppigen Lippen. „Warum diese Grausamkeit, angebetete Alexandra?“ fragte der Offizier. „Welche Grausamkeit, Monsieur?“ „O Sie verwunden mein ohnehin krankes Herz nur immer tiefer. Sie sind erbarmungslos!“ „Ihr krankes Herz — ha ha ha! Wann hat ein schmucker Stabsoffizier je ein krankes Herz gehabt? Nur zu gesund sind eure Herzen — sie können viel vertragen!“ „Ihren Spott nicht — der sticht wie Nesseln! Auf Cavaliers-Parole!“ „Ich glaub's .... Doch wie heißt Ihre Parole?“ „Alexandra!“ „O Sie Schelm! Bin ich Ihnen wirklich nicht gleichgültig?“ „Gleichgültig? Dieses Wort schon bringt mich zur Verzweiflung! Gleichgültig — Sie mir, der ich brenne, der ich glühe, der ich — auf Ehre, es ist zu viel!“ „Nun wohl! Jetzt bin ich gut zum Zeitvertreib — ob Sie aber später mein gedenken werden? Wie, Charles?“ „Ewig! — Ewig Dein, Alexandra!“ „Bien! Je suis contente, mon cher! Also, was wollten Sie eigentlich?“ — „Ach so! Gäste kommen, Sie möchten so gütig sein und uns die Ehre erweisen, mit Ihrer zarten Hand das Souper ...“ „Ja ja! Ich verstehe! Adieu!“ — Der Adjutant mußte gehen, so ungern er es that. Als er draußen war, lachte Alexandra laut auf. „Unerträglicher Geck!“ sagte sie für sich. „Der langweilige Narr meint, er sei unwiderstehlich! Geh' und fang' Andere, ich bin ein kluges Fischchen und weiß eine Angel von einem Netze zu unterscheiden! Ha, ha!“ — Dann machte sie wieder Toilette, die dritte seit dem Morgen, und begab sich in die Küche.

Gegen Abend kamen mehrere Fiaker angefahren und brachten die erwarteten Herren. Wenzel Swatopluk, Graf von Clam-Prisnitz, war ein reicher böhmischer Edelmann von feinstem Ton und einer gewinnenden Bonhommie. Sein wohlgenährtes, schönes Gesicht zeigte die Behaglichkeit angestammter, über jeden Zweifel erhabener Adelsherrlichkeit, die es gar nicht nöthig hat, sich besonders zu zeigen. Der Graf war verwandt mit mehreren der ausgezeichnetsten Geschlechter Böhmens, mit den Schwarzenberg, Stadion, Kolowrat, und besaß mehrere Gutsherrschaften nicht nur in Böhmen selbst, sondern auch in Schlesien und Galizien. Ungeachtet er bereits ein starker Vierziger war, hatte er sich doch noch nicht verehlicht. „Dazu sei noch immer Zeit!“ sagte er. Vor der Revolution hatte er eine hohe Staatswürde begleitet, sie jedoch mit dem Sturze des Metternich'schen Systems in die Hände seines Monarchen niedergelegt. Seitdem lebte er als Privatmann, scheinbar der Politik entfremdet, jedoch im Stillen an großen Plänen arbeitend und den Verlauf der Bewegungen genau studirend. Der Freiherr von Trosky war ein kleines, hageres Männchen voll Feuer und Beweglichkeit, mit nimmer ruhenden Augen. Er trug einen schwarzen Frack und seidene Handschuhe. „Die Seide isolire,“ scherzte er. Unter den Offizieren, deren fünf bis sechs erschienen, ragte besonders der Dragonerrittmeister von Czernohorsky hervor, eine markirte Kriegergestalt voll soldatischen Anstandes und fast zurückstoßenden Stolzes, ein Freund des berühmten Reitergenerals Schlick, und durch seine Kenntnisse wie

seinen eisernen Willen berufen, in den ausgebrochenen Insurrectionskriegen eine Rolle zu spielen.

Diese Herren wurden nun nebst dem uns bereits bekannten Herrn von Hrasal auf das Zuvorkommendste empfangen und in den Salon geführt. Nachdem ihnen der General auseinandergesetzt hatte, daß diese Zusammenkunft zugleich den Charakter eines Abschiedsfestes annehme, indem er bereits „Marschbefehl", wie er sich lächelnd ausdrückte, erhalten habe, nahm ihn der Graf bei der Hand und sagte: „Lieber General! Dieser Abschied ist für Sie zwar nicht ohne ein bitteres Beigefühl, weil Sie Frau und Kinder einer ungewissen Zukunft aussetzen — dennoch beneide ich Sie. Es ist Ihnen vergönnt, für den legitimen Thron zu kämpfen und das halbgestürzte Gebäude der Monarchie wieder aufbauen zu helfen... Segne Sie Gott, der die gerechte Sache schützen wird."

„Seine Hand waltet auch sichtbar über derselben," fügte Freiherr von Trosky hinzu. „Seht hin auf den alten Helden Radetzky, wie er trotz der tausendfältigen Hindernisse, trotz mangelhafter Unterstützung, mit einer schlecht verpflegten Armee, dennoch so günstig operirt, daß die Spada d'Italia eine Scharte um die andere erhält! Ringend mit der allgemeinen Mißstimmung, mit dem Mangel, den Feind im Angesicht und die Rebellion im Rücken — siegt er dennoch, und der halbverhungerte Soldat ruft begeistert: Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Vater Radetzky! So lange noch solche Treue und Aufopferung in den Herzen glüht, so lange hat der Thron noch kräftige Stützen."

„Ja wohl! doch mehr Energie wäre zu wünschen," sagte der Rittmeister. „Die Regierung ist zu nachgiebig — sie hat keine Autorität, sie wagt es nicht von ihren Mitteln Gebrauch zu machen. Was will der elende Revolutionspöbel, wenn wir darein kartätschen dürfen!"

„Nicht zu hitzig, lieber Czernohorsky," entgegnete ihm der Graf, „es ist nicht immer gut, eine Krankheit plötzlich zu unterdrücken, es ist oft besser, ihr den naturgemäßen Verlauf zu lassen. Die Empörungen sind jetzt epidemisch, man kann sie nicht unterdrücken, aber man kann sie lenken, oder wenigstens retten, was zu retten ist für eine friedenssehnsüchtige Zukunft...."

„Die wird noch lange auf sich warten lassen!" meinte Degenwerth. „Unheimliche Kräfte sind entfesselt und unsere Gegenkräfte sind gering!"

„Wohl!" erwiederte der Freiherr, „aber die Völker werden zur Besinnung kommen, sie werden einsehen, daß sie betrogen wurden, sie werden schaudern vor ihren eigenen Thaten und den Männern danken, die ihnen den Frieden und geordnete Zustände erwirken. Doch nicht mehr metternichisch dürfen diese Zustände sein — man verträgt ein patriarchalisches Regime nicht mehr ....

„Gewiß," fügte der Graf hinzu, „man muß Concessionen machen! Die schönen Zeiten sind vorbei, wo ein schimmernder Kranz edler Geschlechter den Kaiserthron umgab. Sollten sie nicht wieder kommen können? Aristokratisch, ‚hocharistokratisch', wie man jetzt spottweise zu sagen pflegt, war die Regierung in früheren

Zeiten, aber diese Zeiten waren Zeiten des Ruhmes, der Herrlichkeit und des Triumphes für Oesterreich. Wenn die Monarchie am Rande des Verderbens stand — wer hat sie immer wieder gerettet? Die Edlen! Wer war's, der in den Zeiten des 30jährigen Krieges der kaiserlichen Macht Ansehen verschaffte? Ein böhmischer Edelmann .... Wer war's, der zu den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia rief: ‚Moriamur pro rege nostro Maria Theresia?‘ Die ungarischen Edlen. Wer war's, der in den Zeiten der Franzosenkriege Gut und Blut opferte für das Vaterland? Die Edlen .... Wer wird dem Reiche wieder Hülfe schaffen müssen? Sicherlich die Edlen."

„Ich bin selbst Edelmann," sagte der Freiherr von Trosky; „dessenungeachtet glaube ich nicht auf Ihre Worte schwören zu müssen, Herr Graf... Die Adeligen werden in Zukunft wohl nur gelten, was sie sind — aber ihr Einfluß kann dennoch groß sein, weil sie eben etwas sind, nämlich reich, berühmt und geachtet. Reichthum, Ruhm und Achtbarkeit entscheiden aber viel im Leben.... Das sei unser Trost."

„Elender Trost!" rief der Graf von Clam-Prisnitz — „abscheulicher, unerträglicher Gedanke, dem Vorrechte der Geburt entsagen zu sollen. Ich werde es nicht, ich kann es nicht — und Viele mit mir auch nicht.... Entweder gibt es eine Aristokratie der Geburt, oder es gibt gar keine. Titularadelige sind ein Unding. Die Geschichte zeigt auf allen ihren Blättern, in allen Jahrhunderten, bei allen Völkern, wie hervorragende Adelsgeschlechter thätig eingreifen in das

Getriebe der Staaten .... und es sollte zu Ende sein damit? Nimmermehr. Es wäre auch der größte Undank, die größte Ungerechtigkeit gegen uns! Was haben denn die sogenannten Männer des Volkes oder ihre Vorfahren gethan für das Vaterland, was wir nicht in erhöhtem Maße auch gethan haben? Wer hat die Pracht der Krone und den Glanz der kaiserlichen Hofhaltung erhöht, wer die Kirche, das Fundament der Ordnung, beschützt, für ihre materiellen Bedürfnisse gesorgt durch Stiftungen, Dotationen und Legate? Wer hat so viele Kirchen und Schulen gegründet, die Bildung befördert, die Wissenschaft gehoben und die Künste unterstützt? Wer anders, als wir? Haben die hohen Geschlechter der Lichtenstein, Schwarzenberg, Dietrichstein, Esterhazy, Palffy, Kolowrat, Stadion, Starhemberg, Colloredo, und viele, viele andere dem Reiche etwa Unehre gebracht? — Haben sie nicht herrliche Paläste, Zierden der Baukunst, aufgeführt? Haben Sie nicht prachtvolle Gärten zu allgemeinem Vergnügen angelegt? Haben sie nicht mit unermeßlichen Opfern großartige Museen, Bibliotheken und Gemäldegallerien errichtet, die von Kunstverständigen mit Stolz genannt werden? Doch das sind nur äußere Werke derselben — aber auch als selbstthätige Persönlichkeiten traten sie stets mit Ehren auf. Sind nicht regierende Fürsten von großer Bedeutung, berühmte Staatsminister, lorbeergekrönte Feldherren, hochgeachtete Kardinäle und andere Würdenträger der Kirche, Gelehrte und Dichter hervorgegangen aus ihrer Mitte? Und solch' einen Stand will man in Verachtung bringen, man will ihm seine Bedeutung

nehmen oder seine wohlverdienten Privilegien vernichten? Wenn sie unsere Vorrechte haben wollen, so müssen sie erst leisten, was wir geleistet haben. Man muß nun dem revolutionären Zeitgeiste zwar allerdings Concessionen machen, ja — aber wir werden sie auch für uns ausnützen dürfen! In einem österreichischen Parlamente wird es auch österreichische Torys geben — und die sind wir! — Ah! die reizende Alexandra! Comment vous portez-vous, ma petite turque?" — so nannte er sie scherzweise, seitdem er sie einmal in ihrem Feß erblickt hatte. Alexandra verneigte sich graciös .... „Merci, mon grand comte!" „Wie Sie heute gut aussehen — Sie blühen ja wie eine Rose!" „Wirklich? Nun wenn Sie es sagen, Herr Graf, dann muß ich es wohl glauben!" erwiederte Alexandra mit verführerischem Lächeln; „ich blühe wie eine Rose" — und sehr leise flüsterte sie, indem sie an dem Grafen vorüberhuschte — „nur für Sie!" Der Graf warf ihr einen entzückten Blick zu. „Wär's nur keine Mesalliance" — dachte er, „die könnte mich in's Joch des Ehestandes bringen!" Doch er sagte es nicht. Alexandra kannte wohl seine Gedanken nicht? O nein! Dazu hielt sie der Graf zu einfältig, zu schlichter Sinnesart! Herr Graf! Wenn Sie wüßten, daß Ihr ganzes Gedankennetz sich abspinnt vor den Augen eines — koketten Weibes! — Alexandra wollte eine Gräfin werden. Warum nicht? Sie war ein Kind dieser Welt! —

Der General führte seine Gäste zu Tische. „Ah! französische Küche" — sagte Freiherr von Trosky und schnalzte mit den Lippen. „Herr General! Sie sind

ein Ehrenmann!" „Die Ehre gebührt der Garde-Dame meiner Gemahlin — sie versteht sich darauf!" „Alexandra ist ja, was man so zu nennen pflegt, ein wirkliches Genie!" — rief der Graf aus. „Ich ziehe unsere Küche doch der Pariser vor" — sagte Herr von Hrasal, um doch auch etwas zu sagen, nicht daß es ihm an Geist gemangelt hätte, aber im Kreise dieser routinirten Aristokraten erstarb ihm fast jedes Wort auf den Lippen. „Die französische Küche ist freilich kein Aktenbündel," scherzte der Graf, „den würden Sie allerdings besser verdauen." „Ich protestire entschieden," erwiederte nun Hrasal muthig; „ich bin kein Bureaukrat! durchaus nicht!" „Sagen Sie das nicht, lieber Hrasal," warf der Freiherr von Trosky hin, „es ist unpolitisch. Wer weiß, ob nicht die Bureaukratie noch eine ungeahnte Bedeutung erhält. Gehen die politischen Stürme vorüber, so ist's leicht möglich, daß gerade sie es ist, die alle Fäden der Verwaltung in die Hände bekommt! Die Bureaukratie ist ja doch die Seele des modernen Staates. Was im Alterthum Consuln, Prätoren und Senatoren, was im Mittelalter die katholischen Geistlichen, hierauf die hohen adeligen Herren waren — nämlich die Lenker der Staatsmaschine, das sind im 19. Jahrhundert die Beamten — und bald werden sie es in noch höherem Grade sein, als jetzt." — „Meine Herren!" sagte der General in seiner ruhigen, entschiedenen Weise, „meine unmaßgebliche Meinung, die ich freilich schon oft ausgesprochen habe und die auch nicht ganz soldatisch ist, gleichwohl aber viele günstige Chancen bieten

mag — ist die, daß in einem Staate niemals eine oder die andere Partei, eine oder die andere Klasse von Menschen, einer oder der andere Stand, sondern eben alle Parteien, alle Klassen der Gesellschaft, alle Stände mitsammen Großes zum Wohle und Ruhme des Staates vollbringen können.... Also! Wir Alle, mögen wir was immer für einer Partei, was immer für einem Stande angehören, opfern wir freudig Gut und Blut für's Vaterland in Liebe und Eintracht untereinander, und es wird erstehen aus der Nacht der Prüfung eine neue Glorie!"

Man stieß gegenseitig an.... Zugleich wünschten die Herren dem Generale Glück zur bevorstehenden Abreise. Wir werden den trefflichen Mann wiederfinden auf den blutigen Schlachtfeldern Italiens.

Viertes Kapitel.

Eine Katzenmusik.

Obwohl Doktor Riesenbein eine specifische Berliner Lebensanschauung hatte und in seinem ganzen Wesen gegensätzlich zur Natur des Professors Habakuk stand, so verband ihn dennoch eine innige Freundschaft mit diesem, und trotz mancher Unannehmlichkeiten, die er der Extravaganzen Habakuk's wegen dulden mußte, harrte er doch getreulich an der Seite des, abgesehen von seinen Eigenthümlichkeiten, liebenswürdigen Mannes

aus. Eben fuhren Beide in einer offenen Kalesche zur Maria-Hilfer-Linie herein. Sie hatten einen Ausflug nach Schönbrunn und Tivoli gemacht, die kaiserliche Menagerie besucht und sich an der schönen Natur, den herrlichen Gewächsen der Hofgärten erfreut, die damals gerade blühende Victoria regia bewundert und sich endlich in der Restauration der Tyroler gütlich gethan. Beim Nachhausefahren waren sie in einen kleinen Streit gerathen über das Verhältniß eines Gebildeten gegenüber rohen, gährenden Volkselementen. Habakuk hatte behauptet, man dürfe ihnen durchaus nicht nachgeben und zwar im Interesse des Volkes selbst, welches nicht verstehe, was es wolle und daher redlich geleitet werden müsse. Es sei aber durchaus keine redliche Leitung, meinte er, wenn man zeitweilig Alles gewähre, was die verhetzte und von bezahlten Emissären verführte Menge verlange. Man müsse es doch wieder zurücknehmen und oft unter Strömen von Blut die alte Ordnung wieder herstellen. Man sei also aufrichtig, sage die Wahrheit, die gerade in bewegten Tagen Noth thue, wo die Leute gleichsam wie von bösen Geistern besessen, dahinstürmen .... „Und," fügte er hinzu, „Schiller schon hat gesagt: ‚Die Wahrheit ist stets bei Wenigen nur gewesen!'"

„Allerdings," erwiederte der Doktor, „ich bin der Letzte, der dieser Sentenz entgegentritt. Es ist durchaus kein Zweifel und herrscht unter den Gebildeten nur eine Meinung darüber, daß es nichts Unzuverlässigeres, Schwankenderes und Wechselnderes gebe, als die Meinung des Volkes. Wie wär' es sonst

möglich, dasselbe für gewisse Zwecke auszubeuten?.... Mit seiner Hülfe erringt Dieser sich eine Krone und Jener eine Ehrensäule als Vaterlandsbefreier. Es ist dasselbe Volk, das heute ruft: Tod den Tyrannen! und morgen: Heil dem Regenten, dem Vater seines Volkes! Dessenungeachtet ist es sehr unklug von Ihnen, sich der Fluth entgegenstellen zu wollen.... sie wird über Sie hinwegbrausen. Es gibt zu gewissen Zeiten gewisse Dinge, die über jedes Urtheil erhaben sind, und wären es auch nur bloße nichtssagende Phrasen. Man lasse sie, man rede auch mit — was verschlägt's? Wir wollen die Wahrheit, die Freiheit, das Recht! Das Volk auch — nur die Auffassungen sind verschieden. Zwischen diesen Auffassungen schlüpfen wir durch, werden allgemein gefeiert und lachen in's Fäustchen. ‚Was ihr den Geist der Zeiten nennt' — sagt Göthe im Faust, damit ich auch ein Citat bringe, — ‚das ist im Grund der Herren eig'ner Geist!' Seien Sie klug, Professor...."

„Ei was — mit Ihrer scheinheiligen Klugheit! Das ist die ächte Klugheit, die so redet und handelt, wie es das Gewissen vorschreibt. Wer ist klug? ‚Klug sind die Kinder der Welt,' sagt die Schrift, die sehr oft auch Kinder der Finsterniß sind, während sie in den Augen der Menschen als Kinder des Lichtes erscheinen .... jene egoistischen Naturen, die Alles zu ihrem und immer nur zu ihrem Vortheile auszubeuten verstehen, die unter der Larve der Humanität, der feinen Bildung, einer aufgeklärten Moral und edlen Toleranz unmenschliche Wüthriche und gesinnungslose Canaillen,

rohe, verkommene Wüstlinge sind, denen kein Glaube, kein Gesetz, kein Recht, keine Sitte heilig ist, die nur ihr eigenes Ich anbeten und es mästen mit dem Schweiße, den Thränen, der Ehre und der wohlerworbenen Habe rechtlicher Menschen .... Wer ist klug? Klug ist ein Minister, der nach unten dem Volke schmeichelt und auch das Ueberspannteste gewährt — nach oben vor dem Regenten kriecht, denkend: Ich darf's weder mit der Krone noch mit dem Volke verderben. Mag siegen die Legitimität oder die Revolution, ich bin doch Minister. Ist der klug? Eine Kothseele ist's, ein Verräther des Vaterlandes! Pfui über das Schlangengezücht und die schweifwedelnde Brut, deren Ideal Reinecke der Fuchs ist, der für seine Schandthaten Orden und Ehrenstellen erhielt. Wer ist klug? Klug ist der Politiker, der als Candidat die Tribüne besteigt und ob er schon ganz anderer Gesinnung ist, dennoch so redet, wie der Wählerpöbel will, ein zeitgemäßes, mit Schlagwörtern des Tages gespicktes Glaubensbekenntniß ablegt. Und Hurrah! Bravo! brüllen sie und fast viva voce wird der Kerl zum Deputirten erkoren .... Pfui über den doppelzüngigen Schuft! — Wer ist klug? Klug ist der Aufrichtige, der Redliche, der Gerechte, der religiöse Mann, denn alle Anfeindungen vermögen nicht, eine Disharmonie in seiner Seele hervorzubringen, und auch verhöhnt, verspottet, gelästert, in den Koth geworfen — kann er gleichwohl ausrufen: ‚Und doch hab' ich Recht! Und ihr werdet es selbst einmal einsehen!'"

Indeß war der Fiaker in die Neustiftgasse einge-

fahren. Doch hier ging es langsam vorwärts. Eine Masse von Menschen wogte durch die Straße. Geschrei und Gejohle erfüllte die Luft. Der ganze Schwarm drängte sich abwärts, dem sog. „Platzl" zu. Von dort herauf erscholl ein unheimliches Getöse, Gepfeife, Gequieke und wildes Gebrüll, als ob eine Meute blutgieriger Bestien ihren Käfigen entsprungen wäre und dort ihr Unwesen triebe. „Da bekommt Jemand eine Katzenmusik!" sagte der Doktor und sah den Professor mit eigenthümlichen Blicken an. „Schade!" scherzte Habakuk, „daß wir unsern Komponisten van der Moll nicht bei uns haben, er könnte da einige neue, unerhörte Motive profitiren, und ich wette, manche Opernscene Meyerbeers, wo alle musikalischen Elemente entfesselt scheinen, könnte von solcher Harmonie noch übertroffen werden."

„Wäre es nicht besser," meinte Riesenbein, „wenn wir gar nicht hinführen vor Ihre Wohnung, sondern da abstiegen und zu Fuße hingingen, um dem Spektakel zu lauschen?"

„Meinethalben," sagte der Professor, den der Gedanke an die Katzenmusik so erheiterte, daß er hell auflachte ... „Da seht!" sagte er, „die guten Herzen! Wie sie bemüht sind, Jemandem eine Freude zu machen! Wie sie sich's nicht verdrießen lassen, sich selbst zu peinigen, nur um Andre zu ärgern! — Ein liebenswürdiges Volk das! Ei! Die Harmonie der Sphären muß ja drehorgelmäßig klingen gegen diese improvisirten Symphonien ... Wie die Menschheit doch fortschreitet! Ohne vorausgegangene Probe, ohne Kapellmeister, ohne Noten führt man jetzt die verzwicktesten Tonstücke

mit einer Virtuosität auf, die einen Mendelssohn oder Berlioz in Staunen versetzen müßte . . ."

Nun waren sie in die Nähe des „Schottenbergels" gekommen. „Was ist das?" rief Riesenbein fast entsetzt — und Habakuk selbst wechselte die Farbe. — Vor dem Hause, in welchem der Professor wohnte, hatte sich der lärmende Haufe versammelt. Arbeiter, „Fratschlerinnen", „Strapantzer" und eine Unzahl Schusterbuben brachten dem Professor Habakuk eine unharmonische Serenade, vulgo Katzenmusik . . . Sie johlten und schrieen, pfiffen und kreischten, sangen und quiekten, trommelten und ratschten, plärrten und stampften, daß es Mark und Bein durchdrang. Ja! der arme Professor Habakuk war der Gegenstand dieser unliebsamen Demonstration. „Heraus mit ihm!" „Er soll sich bedanken für die Ehre!" „Wo steckt er denn, der alte Lump!" „Tränkt ihn heraus mit Wasser, wie ein Wiesel!" „Er hat sich versteckt, weil er schwache Nerven hat!" Solche Reden schlugen an's Ohr des bestürzten Professors und des noch bestürzteren Doktors. Da klopfte dem Ersteren Jemand auf die Schulter. Es war der Barbiergehülfe. „Wie, Herr Professor? Sie sind da? Wenn Sie erkannt werden, die Leute insultiren Sie." „Sagen Sie mir eigentlich", frug Habakuk, der seine Fassung schon wieder gewonnen hatte, „warum man mir diese große Ehre anthut, mir ein nächtliches Ständchen zu bringen?" „Haben Sie gestern den Akademiker nicht gesehen, der Sie in der Barbierstube so fixirte? O ich dachte mir's gleich, daß der Etwas ersinnen würde, um Sie zu

kränken. Aber ich bitte Sie, fliehen Sie jetzt — da durch dieses Haus — Sie kommen ungesehen davon. Es ist ein wahres Glück, daß Sie nicht in Ihrer Wohnung sind." „Ich fliehen?" sagte der Professor, „könnte mir einfallen! Keine Idee .. Ich muß doch einen Genuß haben von der Musik, die mir zu Ehren gemacht wird." Und er ging keck in den Schwarm der Katzenmusikanten hinein. Doktor Riesenbein folgte ihm jedoch trotz aller Freundschaft nicht, sondern überließ den „tollkühnen Phantasten" seinem Schicksale. Der Professor hatte insofern Glück, als ihn fast Niemand von denen, die ihn umgaben, kannte. Die Anstifter des Tumultes befanden sich vorne an der geschlossenen Hausthüre und konnten ihn nicht sehen . . . „Recht so, Leute!" sagte er, „nur drauf los! Es geht prächtig . . . Viel schöner als im Operntheater! — Wirst Du gleich besser pfeifen, Du fauler Schlingel! Wozu wirst Du als Musikant angestellt? . . . Und Sie, liebes Kind!" sagte er zu einem Fabrikmädel, das ihm frech in's Gesicht sah, „könnten schon auch besser schreien. Da haben Sie ein ‚Viertel!' Aber jetzt ordentlich!" Ein „Viertel" hieß damals der vierte Theil eines Papierguldens, die man wegen Mangel an Kleingeld zerriß . . . „Seht einmal — so muß man's machen!" Nun blies der Professor die Backen auf und brachte Töne hervor, die denen eines Fagottes glichen, dann pfiff er und klatschte in die Hände und schrie, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne stand: „He, alter Habakuk! Warum kommst Du nicht an's Fenster! Du grauer Spitzbube und

nichtsnutziger Kumpan! Nicht wahr, bis in Deine alten Tage hast Du Dir's sauer werden lassen und hast Dich bemüht, ein rechtschaffener Mensch zu sein und hast Dein Geld verschwendet für undankbare Leute, anstatt Dir's zusammenzulegen, und bist freundlich gewesen gegen Jedermann und ein lustiger Geselle dazu. Und hast Achtung gehabt vor der Obrigkeit und geglaubt, daß ein Gott im Himmel lebe, der niederblicke auf das Treiben der Menschen! O Du dummer Habakuk, Du kurzsichtiger, alter Narr! Hast Dir's nicht gedacht, daß Du noch eine Katzenmusik erhalten wirst von dem gemüthlichen Wiener Volk, das Du immer so lobtest und vertheidigtest. Gelt? Das hast Du Dir nicht eingebildet! Heraus mit Dir!" — So perorirte er ... Mehr und mehr horchte man auf sein Geschrei und bald stand er in einem Kreise, der sich um ihn gebildet hatte, ohne daß er's merkte. Die abscheulichen Töne der Katzenmusik erstarben nach und nach und das Lärmen nahm ab, während er noch immer redete. Da rief plötzlich eine Stimme aus der Menge: „Sapperment! Das ist ja der Habakuk selbst!" Nun wendeten sich Aller Augen nach ihm ... Einige lachten, Andere drohten mit den Fäusten, Viele schienen Mitleid zu haben mit ihm. „Ja der bin ich selbst," sagte Habakuk, und Alles wurde still, „und ich bedanke mich für die unverdiente Freude, die Sie mir bereitet haben. Ich bin ganz gerührt von Ihrer Freundlichkeit! Ich werde mich bestreben, dieser Ehre stets würdig zu sein, obwohl ich nicht recht weiß, warum ich derselben theilhaftig geworden bin ... Können Sie

mir das sagen?“ „Was kümmert's uns?“ riefen Einige. Andere: „Er ist ein Gutgesinnter!“ „An die Laterne mit ihm!“ „Was fällt euch ein, er ist ein braver Kerl!“ meinte ein stämmiger Bursche und nahm ihn bei der Hand. „Habt ihr nicht gehört, was er gesagt hat?“ „Ja — ja! Es ist ein flotter alter Mann!“ „Nieder mit ihm,“ brüllte auf einmal der Akademiker, der herbeilief, als er des Professors ansichtig wurde, dem es jetzt doch ein wenig unheimlich zu Muthe war, so daß er bereute, so unvorsichtig sich einer Gefahr ausgesetzt zu haben. Der Akademiker wollte aber auf ihn losstürzen und ihn an der Brust packen, als derselbe von hinten gefaßt und niedergeworfen wurde. Es war die Frau Anastasia Neßhorn, die, einen Stuhlfuß in der Faust, wie eine Furie dastand und ihre weithin tönende Stimme hören ließ. „Was? ihr kreuzbeiniges Gesindel, ihr halbverhungertes Fabriksgeschlamp, ihr nichtsnutzige Leistenklopferbuben und Pechdrahtzieher, ihr wollt meinem Herrn Habakuk ein Leid anthun? Ihr kennt ihn ja gar nicht. Er ist ein braver Mann und hat manchem armen Teufel schon geholfen, der durch ihn wieder auf die Beine kam. Rührt ihn nur an, so hol' ich die Herrn Studenten, die werden euch das Leder weich klopfen!“ „Ich bin auch ein Student, alte Hexe!“ schrie der Akademiker, indem er aufstand und seinen entfallenen Kalabreser aufsetzte ... „Du Lump!“ rief die Neßhorn — Du ein Student? Ein Dieb bist Du und davongepeitschter Buchbindergeselle! Glaubst Du, man kennt Dich nicht?“ Der Akademiker wollte seinen Säbel

ziehen, als in der nächsten Straße Trommelwirbel hörbar wurde und eine Abtheilung der Legion herankam. Augenblicklich zerstob die Menge, und auch der Akademiker machte sich aus dem Staube.... Habakuk stand fast allein mit der Neßhorn da, als die Studenten erschienen und die sonderbare Scene beendeten. „Ich danke Ihnen, meine Herren!" sagte der Professor zu den Legionären, „einerseits für den rechtzeitigen Beistand, den Sie mir geleistet, andererseits, daß Sie doch der Sache so weit als möglich ihren Lauf ließen, wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, mich in dieser Art musikalischer Produktionen zu üben. Ich stehe jetzt zu Diensten, wenn ein tüchtiger Pfeifer und Schreier Noth thut. Ich empfehle mich Ihnen." Damit ging er. Zur Frau Neßhorn sprach er noch beim Hausthore die Worte: „Ihnen brauch' ich nicht zu danken — Sie wissen ohnehin, daß ich Sie lieb habe. Trotz Ihrer meisterhaften Schimpferei sind Sie eine gar edle Haut. Gute Nacht!"

Fünftes Kapitel.

Slawa.

Prag, die tausendjährige, von einer Fülle der denkwürdigsten historischen Erinnerungen umwehte Hauptstadt Böhmens! Da liegt sie in ihrer Herrlichkeit und dem königlichen Glanze ihrer Paläste, Kirchen und Ka-

pellen, die hundertthürmige Metropole der Czechen! — Vier berühmte Berge schließt sie in ihren Gesichtskreis ein; den Wissehrad, der in grauer Vorzeit das Stammschloß der böhmischen Fürsten trug, deren Zinnen sich in den hart am Felsen brausenden Moldaufluthen spiegelten; den Hradschin, geziert mit der Königsburg, mit seinem von dem Wohlthäter Böhmens, Karls IV., erbauten St. Veits-Dome, dem fürsterzbischöflichen Palaste und andern stolzen Gebäuden; den von den Geistern des blutigen Hussitenkrieges umschwebten Ziskaberg, und endlich Belvedere mit seiner reizenden Aussicht über das Häusermeer der Stadt und die blühenden Fluren und Gärten, die sie umgeben. — Entzückt steht der Wanderer, der von ferne gekommen, die merkwürdige Stadt zu sehen, auf einer dieser Anhöhen, und die Schatten einer reichen Vergangenheit steigen vor seinem geistigen Auge auf. Sie gewinnen Leben und Bewegung und er sieht unzählige Kriegergestalten, stolze Könige und hehre Priester, und er sieht funkeln das Crucifix im Strahle der Sonne und er hört flattern das Banner des heil. Wenceslaus. Von da zog einst die Furie des Religionskrieges aus, um ihre verheerende Fackel nicht nur über Böhmen zu schwingen, sondern über das deutsche Kaiserreich, ja über ganz Europa ... Die Greuel des Hussitenkrieges und der unermeßliche Jammer des dreißigjährigen Bruderkampfes — hier nahmen sie ihren Anfang. Düstere Erinnerungen! — Doch nun waltet der Genius des Friedens über dieser Stätte. Gesühnt sind die Mannen der nationalen Helden und getilgt die furchtbare

Blutschuld, die als grauenhafter Fluch Jahrhunderte lang auf dem Lande lastete. Die Parteien, die in wildem Groll auf Tod und Leben sich bekämpften, sie haben sich die Hand gereicht und Böhmen und Deutsche haben sich vereint zu den schönen Werken des Friedens und der Civilisation. Ein Symbol der Einigung — möchte doch das Band der Liebe so fest sein, wie dieses! — die Eisenschiene, verbindet Prag mit der Kaiserstadt am fernen Donaustrande. — Doch ehe es dahin gekommen, zuckte die Flamme des Bruderhasses, die längst gedämpft schien und erstorben in der Asche der Jahrhunderte, noch einmal auf!

Es war am Pfingstsonntage des Jahres 1848. Vor der Reiterstatue des heil. Wenceslaus, des böhmischen Landespatrons, in Prag, wurden seit dem frühen Morgen Anstalten zu einem feierlichen Gottesdienst getroffen, der unter freiem Himmel abgehalten werden und als Demonstration der altslavischen Partei gelten sollte. Die Pariser Umwälzungen wie die politischen Bewegungen in Wien hatten auch in Prag die politischen Leidenschaften aufgeregt. Es war den Czechen, besonders der unter der Aegide Palacky's, Rieger's und einiger anderer Herren, unter denen auch der Gubernial-Präsident Graf Leo Thun sich befand, agirenden Partei nicht um Verwirklichung von Separationsgelüsten zu thun, sondern um innigen Anschluß an Oesterreichs Kaiserhaus, mit Zurückweisung jedoch der Bestrebungen der österreichisch-deutschen Partei, welche alle nicht ungarischen Kronländer der Monarchie im Frankfurter Parlamente aufgehen lassen wollte. Daß jedoch die

Tendenz der Austriaco-Slaven nicht überall verstanden wurde, daher auch mannigfache Excesse zu Tage traten, lag schon in der Natur dieser Bewegungen ... Bei der vom Doktor Kampelik vorgeschlagenen Unions-Messe sollten nun alle Diejenigen erscheinen, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen liege, „ob jung oder alt, ob arm oder reich, ob Mann oder Weib.“ Die ganze Stadt war in der größten Aufregung, besonders da man wegen der energischen militärischen Vorkehrungen des Fürsten Windischgrätz, Chef des General-Kommando's, gewaltsame Unterdrückung der nationalen Kundgebungen und Vernichtung der kaum errungenen Freiheiten befürchtete. Um eilf Uhr Vormittags am Pfingstsonntage nun wurde die verhängnißvolle Messe vom Pfarrer Arnold aus Milecze nach dem römisch-katholischen Ritus gelesen. Eine unzählbare Menschenmenge bedeckte den Platz, welche mit entblößtem Haupte und gebeugten Knieen andachtsvoll der hl. Handlung beiwohnte. Viele Mitglieder der St. Wenzels-Brüderschaft, die auf der linken Seite der Brust einen silbernen Löwen und am Arme ein rothes Kreuz trugen, die Genossen der Studentenlegion „Slawa“, sowie die bewaffnete Schaar der „Swornost“ (Eintracht) waren zugegen. Die Meisten erschienen in slavischer Nationaltracht. Es zeigten sich kräftige Gestalten mit rothen Beinkleidern, pelzverbrämten Wämsern, altslavischen Mützen, weißen oder violetten Sammtmänteln. Die Frauen trugen ebenfalls nationale Gewänder, oder doch wenigstens blau-roth-weiße Schärpen. Böhmische Andachtslieder ertönten, so das uralte Wenzelslied, wel-

ches in früheren Zeiten unter Vortragung der Wenzelsfahne vor Beginn der Schlacht gesungen wurde, bei dessen einfachen und doch so ergreifenden Klängen die begeisterten Herzen aufbebten und Thränen der Rührung über die Wangen strömten:

Heil'ger Wenzeslaw,
Herzog des Böhmenvolks,
Du, unser Fürst,
Bitt für uns bei Gott,
Dem heil'gen Geist!
Kyrie eleison!

Wie herrlich des Himmels Reich!
Selig, wer dort gelangt
Zum ew'gen Heil,
In die lichte Gluth
Des heil'gen Geist's!
Kyrie eleison!

Um Deinen Schutz fleh'n wir,
Dich über uns erbarm'!
O send' uns Trost,
Und wehre des Uebels Macht
Heil'ger Wenzeslaw!
Kyrie eleison!

Nach Beendigung der Feierlichkeit zog ein Theil der Versammlung unter dem Geschrei: „Bei Windischgrätz vorbei!" über den Graben — die jetzige Kolowratstraße — und traf in der Nähe des Generalkommandos mit den Uebrigen zusammen, welche unter Absingung des Nationalliedes: „Hej! Slowané" durch das Thor des Pulverthurms daherkamen. Die Demonstration hatte bereits einen ernsten Charakter an-

genommen. Man kannte den Fürsten Windischgrätz, welcher dergleichen Kundgebungen durchaus nicht gleichgültig hinnehmen mochte — es war also auf einen Zusammenstoß abgesehen. Wirklich rückte auch eine Abtheilung von Grenadieren gegen die aufgeregte Menge, und da man sich zur Wehre setzte, so wurden Einige verwundet, Mehrere gefangen genommen. Nun allarmirte man die ganze Stadt. Auf den freien Plätzen versammelte sich die Nationalgarde unter Trommelwirbel und dem Geläute der Sturmglocken. Die Gassen und Straßen wurden verrammelt und überall Barrikaden errichtet. Bewaffnete Volkshaufen zwangen die Wachmannschaften von ihren Posten abzuziehen. Selbst der Kavallerie wagte man zu drohen, ja ein keckes Weib erstach einem Husaren das Pferd unter dem Leibe. Da jedoch die Nationalgarde größtentheils zur Garnison hielt und die Gemäßigten sich zurückzogen, so bestand der Insurgentenhaufe nur aus Studenten und den untern Klassen der Bevölkerung. Dessenungeachtet währten die Straßenkämpfe mehrere Tage lang und wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gestritten. Nur einem tüchtigen Kartätschenfeuer und förmlich organisirten Operationen von Seite der k. Truppen gelang es endlich, den Aufstand zu dämpfen und Prag zu beruhigen. Sehr heftig war der Kampf in der Zeltnergasse, wo beim Eingange zum sog. Altstädter Ringe eine gewaltige Barrikade aufgethürmt war. Da war es, wo die liebenswürdige Gemahlin des Fürsten Windischgrätz, eine geborne Schwarzenberg, durch einen Schuß, der in ihr Zimmer

abgefeuert wurde, das Leben verlor. Die Kugel traf sie an die Stirne, so daß sie augenblicklich todt zu Boden sank. Hier wurde auch der Sohn des Fürsten, welcher im Jahre 1859 auf dem blutigen Schlachtfelde von Solferino den Heldentod starb, verwundet....

Daß durch diese Ereignisse die Soldaten auf das Heftigste ergrimmt waren, läßt sich denken. Daher auch die beispiellose Wuth, mit welcher sie kämpften. Sie rückten, in der Mitte die Kanonen führend, zu beiden Seiten der Gasse am Trottoire vor bis in die Nähe der Barrikade des Altstädter Ringes. Von derselben wehte die slavische Nationalfahne und wildes Geschrei drang über die Wandung.. Vom Pulverrauch geschwärzte Gesichter zeigten sich dann und wann an der Brüstung, bis endlich das Militär so weit herangerückt war, daß die blutige Arbeit beginnen konnte. Zwischen den Flintenschüssen und dem Geklirre der Waffen tönte mitunter der Ruf: „Wer sein Vaterland liebt, vertheidige sich mit den Waffen in der Hand!" oder: „Gott segne Böhmen!" Auf der Barrikade wimmelte es nun von Vertheidigern. Die Kolonnen der Soldaten marschirten vor, stürmten und wurden zurückgeworfen; sie stürmten zum zweiten Male und wurden abermals zurückgeworfen; aber nun ließ auch die Kraft der Vertheidiger nach, und der Anblick der vielen Leichen, die theils auf der Barrikade, theils am Boden lagen, das Aechzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, das mörderische Feuer des Militärs, alles dies schwächte ihren Muth... Da erschien plötzlich ein schönes, blondhaariges Mädchen

in Amazonentracht, eine Fahne in der Linken haltend und einen Säbel in der Rechten. „Ha!“ rief sie in böhmischer Sprache und ihr Auge blitzte wie ein Karfunkel — „seid ihr Söhne des hl. Wenzeslaus und verzagt ihr in der Stunde des Kampfes, in der Stunde der Entscheidung? Eine Memme, der jetzt nicht ausharrt und zu sterben fürchtet für das Vaterland! Muthig, Brüder! Für unsere Ehre, für unsere Freiheit! Auf! Auf!“ Diese feurigen Worte begeisterten die Kämpfer von Neuem. Unter dem Geschrei: „Slawa! Slawa!“ bereiteten sie sich zum äußersten Widerstande. Die kaiserlichen Krieger rückten zum dritten Male vor. Eine Abtheilung derselben befehligte der Hauptmann Wratinitz. In deren Reihen befand sich ein junger, erst vor einigen Tagen zum Feldwebel avancirter Bursche, welcher erst vor einiger Zeit mit einem Transporte von Olmütz herübergekommen war. Düster und bleich schritt der junge Krieger, den Finger am Drücker seiner Muskete, in den Kampf. Nicht daß Sebastian Altenweis ein Feigling gewesen — er glühte, so phlegmatisch er sonst schien, von Soldatenehrgeiz und Schlachtenmuth — aber jetzt stimmte ihn der Gedanke traurig, gegen Brüder kämpfen zu müssen. Ueberdies hatte er das Unglück seines armen Vaters erfahren, — zwar verhehlte man ihm, um was es sich in dem Prozesse desselben handle, aber er wußte doch, daß er sich in Untersuchungshaft befinde und obwohl er in seinem Herzen überzeugt von der Unschuld desselben war, so konnte er doch eines schmerzlichen Gefühles sich nicht erwehren. Diese Betrübniß lagerte seit Monden über

seiner Seele, und in schlaflosen Nächten beweinte er das traurige Schicksal der Seinigen. „Leute! Jetzt gilt's!" rief der Hauptmann Wratinitz, der sehr beliebt war beim Regimente ... „Haltet euch brav — laßt euch nicht abtreiben, und wenn der Teufel selbst auf diesem Steinhaufen säße! Wir müssen unsere Kameraden an diesen rebellischen Hunden rächen! Es lebe der Kaiser!" „Vivat!" hallte es im Chore durch die Schaar. Auf der Barrikade war's nun stille geworden. Die Amazone hatte sich zurückgezogen und saß auf einer Tonne, während sie sich den Schweiß von der erhitzten Stirne wischte .. „Bist brav gewesen, meine Marianka," sagte ein junger Mann in der Uniform der Swornost, der neben ihr stand und ihr das lockige Haar aus dem zarten Gesichte strich ... „Laß mich, Prokop!" sagte sie und eine Miene des Unwillens verzog ihren Mund ... „Marianka — Du hast Etwas auf dem Herzen. Rede — sieh! Ich mein' es gut mit Dir — ich möchte Dich nicht gerne unglücklich sehen. Reut es Dich vielleicht, die Barrikade bestiegen zu haben?" „Ich bin eine Böhmin!" erwiederte Marianka stolz und ihr Auge strahlte wieder wie früher. Sie ergriff die zu Boden gefallene Fahne und näherte sich wieder den Kämpfern. Eben gab einer derselben ein Zeichen — eine gewaltige Salve dröhnte von der Barrikade dem Militär entgegen. Mehrere Soldaten sanken — die Uebrigen machten Halt. „Fertig!" ertönte das Kommando. „Feuer!" Furchtbar war die Verwirrung unter den Insurgenten. Hüben und drüben kollerten die Leichname der Ge-

troffenen zur Erde hinab, während die Soldaten die Barrikade zu ersteigen und die Kanonen auf derselben aufzupflanzen versuchten ... Da erschien die Amazone wieder. Vom Rauch halb verhüllt glich sie einem Wesen aus andern Welten. Hoch schwang sie die Fahne und feuerte die Ihrigen zum verzweifelten Kampfe an. Plötzlich ließ sich ein herzzerreißender Schrei aus den Reihen der Soldaten vernehmen: „Marianka!" Trotz des Gebrülles der Kämpfenden, trotz des Getöses der Waffen und des Knatterns der Flintenschüsse war dieser Ruf, in welchem sich der ganze Schmerz der Liebe ausdrückte, hörbar... Und sie blickte hin auf den Krieger, dessen Lippen ihr Name entfahren war und erblaßte und wankte.. Im gleichen Augenblicke traf sie eine Kugel — die Fahne entsank ihrer Hand und sie stürzte über die Barrikade hinab. Eben erreichte das Getümmel des Kampfes den höchsten Grad. Wie Bestien der Wildniß, wenn sie zur äußersten Wuth aufgehetzt sind, wehrten sich die Angegriffenen. Das Militär wurde zum dritten Male zurückgeworfen. Es war unmöglich, von da aus die Barrikade zu erstürmen. „Die Kerle wehren sich wie leibhaftige Teufel!" schrie Wratinitz. „Es geht nicht von da — aber wenn wir durch die Teynkirche kommen könnten, wär' es möglich, des Gesindels Herr zu werden." Dieser Vorschlag fand den Beifall der kommandirenden Offiziere. Das Militär drang von der Zeltnergasse aus in die Teynkirche und von da unter die Laube bei derselben, so daß die Barrikadenkämpfer überrascht und nach einem blutigen Gemetzel zur Flucht gezwungen wurden. Schon wurde es

Abend und die letzten Strahlen der Sonne fielen auf die Stätten des Jammers und Todes. Da lagen die todten Körper der Rebellen und der Soldaten, die, treu ihrer Pflicht, das Leben ausgehaucht hatten für den Kaiser und das Vaterland. Nun war der Groll zu Ende, mit dem sie sich gegenseitig so ingrimmig hingemordet hatten und der Allversöhner Tod hatte sie zusammengelegt wie schlummernde Brüder. Es wurde stiller und stiller — der Kampfeslärm verzog sich — das Getümmel erstarb im Schatten der hereinbrechenden Nacht. In den vom kaiserlichen Militär eroberten Straßen wurden Vorposten ausgestellt und Bivouakfeuer angezündet. In der Zeltnergasse stellten die Bewohner, der Sicherheit wegen, Lichter an die Fenster. In der Nähe der halbzerstörten Barrikade saßen mehrere Soldaten und erquickten sich nach den Strapazen des Tages an Brod und Wein. Sebastian war unter ihnen. Aber er aß und trank nichts. Tief in seinen Mantel gehüllt starrte er in die Flamme des Lagerfeuers. Seine Kameraden ehrten den Schmerz, der des Jünglings Brust durchtobte. So jung und so unglücklich! Er gedachte in Wehmuth der schönen Tage in Niederwald, wo er in seines Vaters Hause seines Lebens froh gewesen! Seines Vaters, der jetzt eines Verbrechens angeklagt im Kerker saß... — Er gedachte der kurzen nun schon entschwundenen Zeit seiner Liebe zu einem eben so schönen als guten Mädchen, eben jener Marianka, welche er in Olmütz kennen gelernt und in Prag bei ihrem Pflegevater Fric wiedergefunden, dessen Sohn Prokop, entflammt von ihrer Anmuth, den deutschen Soldaten eifersüchtig verfolgt

hatte. Dessen Bild jedoch vermochte er aus dem Herzen Marianka's nicht zu verdrängen. Gleichwohl hatte Prokop wie sein Vater des Mädchens leicht entzündliche Seele für den Traum eines selbstständigen Czechenreiches enthusiasmirt, so daß sie, fast wahnsinnig gemacht, gleich einer zweiten Jeanne d'Arc die Fahne und das Schwert ergriff und die Barrikade bestieg, um dort im Angesichte des geliebten Feindes den Tod zu finden. Als ein Stern des Glückes war sie aufgegangen am Horizonte seines Lebens — und kaum strahlend in vollem Glanze, auch schon in die Nacht des Todes versunken. Einen Blick hatte sie ihm zugeworfen von der Barrikade — diesen Blick sollte er nicht mehr vergessen auf dieser Welt. In allen Gefahren, in allen Versuchungen, denen der Soldat ausgesetzt ist, hielt ihn derselbe rein, und noch so unschuldig war sein Herz, als es auf dem Schlachtfelde von Novara verblutete, wie es gewesen, da er vorm Lagerfeuer saß in der Zeltnergasse in Prag.

O unseliges Geschick des Bürgerkrieges und der Empörung, die das Kind von der Seite der Eltern reißt und Bruder gegen Bruder in den Kampf führt, selbst die Bande der Liebe sprengt und die schönsten, süßesten Gefühle aufgehen läßt in der Parteiwuth und in fanatischem Hasse!

Nicht weit vom Bivouak waren mehrere Leichen übereinander geschichtet und mit Tüchern bedeckt. Ein blendend weißer Arm, nur mit einem Korallenbracelette geschmückt, war unverhüllt. Auf diesen Arm fiel Sebastians Blick — und blieb haften daran . . . Nach

einer Weile stand der Krieger langsam auf und zog den Körper, dem der Arm angehörte, hervor. Es war so, wie er geahnt. Da lag Marianka's Leiche vor ihm, mit Blut überronnen und bereits kalt und starr. Geschlossen für immer sind diese wohlgeformten Lippen, erstorben für immer ist der Glanz des großen blauen Auges, mitten in's Herz fuhr die grausame Kugel. — Dahin, Sebastian, ist der schöne Traum! — Und er knieete nieder vor der todten Marianka und faltete seine Hände, und während er betete für ihre Seele, stahl sich eine Thräne über seine Wange herab. Und er knieete lange, bis ihn die Trommel rief zu neuem Kampfe.

Sechstes Kapitel.

Die Fahnenweihe.

In der Stadt Zweikirchen war eine große Feierlichkeit angesagt — die Fahnenweihe der Nationalgarde. Zugleich sollte dieselbe mit einem Akte der Huldigung in Verbindung gebracht werden, welchen man dem Justitiär daselbst vor seiner Abreise nach Frankfurt, wohin er als Parlamentsdeputirter gewählt worden war, darzubringen beabsichtigte. Der hochw. Abt des Stiftes, Adelbert, wurde von einer Deputation der Bürger eingeladen, die kirchliche Ceremonie vorzunehmen und mit einer Rede einzuleiten. Er lehnte

es jedoch höflich ab, indem er zwar erfreut sei über das Vertrauen, das man ihm durch diesen Antrag beweise, sich aber durchaus nicht fähig fühle, ihn anzunehmen. So wurde der Herr Pfarrer hiezu auserkoren. Er besprach sich über die zu haltende Anrede mit dem Prälaten. Derselbe stand gerade am Fenster und spielte nachdenkend mit der goldenen Kette, die von seinem Halse niederhing. „Ah! Emanuel!“ sagte er, als dieser eintrat und sein Anliegen vorbrachte . . . „Ich wollte Dir nur rathen, wenn Du einen guten Rath von mir willst, das politische Moment nur ganz leise und so viel als möglich objektiv zu berühren, denn es ist eine heikle Sache für einen katholischen Priester, Errungenschaften zu preisen, welche einer Revolution zu verdanken sind . . .“

„Aber Errungenschaften sind's doch,“ sagte Emanuel, „bürgerliche Freiheit, Volksmiliz, mit einem Worte: Constitution — das ist doch ein Preis, der gefeiert zu werden verdient. Und wenn einem Volke das zu Theil geworden, was ihm Noth thut, was es erhebt und groß macht, so darf doch auch der katholische Priester davon begeistert sein und seiner Begeisterung Ausdruck verleihen?“

„Allerdings, carissime! Aber mit klarer Würdigung der bestehenden Verhältnisse. Der Priester gehört seinem Volke an, und er darf sich freuen, wenn es groß, frei und mächtig wird — aber er gehört auch der Kirche an, und darum soll er nicht dieser oder jener politischen Partei dienen, sondern er soll über den Parteien stehen, um allen Parteien gerecht

werden zu können in dem, was des ewigen Heiles ist...“

„Also darf er sich gar nicht an der Politik betheiligen? So ist die Kirche allen Freiheitsbestrebungen abhold?“

„Seltsame Fragen! Die erste steht mit der zweiten nur in einem scheinbaren Zusammenhange ... Der Priester sich mit Politik beschäftigen? Darauf die Antwort: ‚Suchet vor Allem das Reich Gottes!‘ Lebe Dich hinein in die Institutionen der Kirche, und Du wirst, ohne daran zu denken, jene politische Stellung einnehmen, die zugleich kirchlich ist. Die Kirche den Freiheitsbestrebungen abhold? — Allerdings, wenn sie ungesetzlich sind ... wenn sie alle Schranken übersteigen und die Freiheit zum Deckmantel nehmen für Sturz der kirchlichen Autorität, für Untergrabung jedes Gesetzes und jeder Sitte ... Die Kirche hat nie einen Gegensatz gebildet zu freien Verfassungen, weil sie frei sind, sondern nur dann, wenn sie dem Unglauben, der Unsittlichkeit, der Heuchelei Thür und Thor öffneten. Gegen die Republik vom Jahre 89 in Frankreich protestirt sie und in der von Amerika breitet sie sich glanzvoll aus und erringt täglich neue Siege...“

„Das heißt, lieber Prälat, daß unsere Zustände ungesetzlich sind, daß sie antikirchlich, dem Glauben und der Sitte feindlich sind!“

„Ja, das heißt es, lieber Emanuel, und ich wünschte nur, das Gegentheil sagen zu können. Eine Freiheit, in der nur Eine Partei thun darf, was sie

will, und alle andern geknechtet sind, ist schlechter als der ärgste, als ein Neronischer Despotismus."

„Du hast immer schwarz gesehen, Adelbert!"

„Armer Emanuel! Du bist noch immer nur halb genesen! Von dem Sehnsuchtstaumel der Weltlust wieder nüchtern geworden, bist Du im Begriffe in politische Schwärmerei zu verfallen. Ach! Es gibt Menschen, die Alles, Schönes und Häßliches, Großes und Geringes, Gutes und Schlechtes an sich selbst erfahren zu müssen das Schicksal haben . . denen zwar keine Freude, aber auch keine Bitterkeit, keine Kränkung, keine Enttäuschung unerlebt bleibt . . . Du gehörst in gewisser Beziehung zu diesen . . . Emanuel, Du wirst diesen Traum wieder mit Deiner Haut bezahlen müssen und abermals durch Schaden klug werden!"

Emanuel ging. Ihm schien des Prälaten Anschauungsweise Zelotismus. Jetzt mehr, als je! Gerade halbbekehrte Gemüther haben das Eigenthümliche, daß ihnen das, was sie selbst noch nicht als Wahrheit erkannt haben, Uebertreibung zu sein dünkt, und daß sie Gesinnungsstrenge eben so verwerfen, als das laxe Wesen, dem sie früher huldigten. Aber der Abt war derselbe, seit er sein Priesterkleid angezogen . . . milde gegen die Person, unerschütterlich im Festhalten der Lehre, deren Träger er war.

Am Morgen des für die Festlichkeit bestimmten Tages wurde auf dem freien Platze vor dem Stifte ein Altar errichtet, Zelte und Tribunen aufgeschlagen und mit Bändern, Fahnen, Blumen und Reisig auf

das Prächtigste geschmückt. Zugleich wurden Vorbereitungen getroffen für eine glänzende Illumination mit Fackelzug, welche Abends statthaben sollte.

Als die Glocken der Stiftskirche tönten, füllte sich der Platz mit einer Unzahl aus der ganzen Umgebung herbeigeströmter Menschen. Die Nationalgarde von Zweikirchen hatte sich bereits in Reihe und Glied aufgestellt. Nun kamen auch von andern Orten Abtheilungen der Volkswehr, selbst von Krems und Wien erschienen Garden, Legionäre und Akademiker in bunten Uniformen. Auf der Tribune sammelte sich die Haute volée der Gegend. Man gewahrte dort den Grafen Max von Hohenschau mit seiner Gemahlin, welche die prächtige Fahne gespendet und mit eigener Hand auf die Atlasbänder gestickt hatte: „Freiheit, Glück und Frieden!“ An der herrlichen Arbeit hatte sich auch Ludmilla von Kronhuld betheiligt, welche jetzt ebenfalls, strahlend im Glanze ihrer Schönheit und einer luxuriösen Toilette, mit ihrem Vater erschienen war, der seit neuerer Zeit „in Industrie machte“ und mit dem Herrn von Lindenstamm und dem Obersten Stahlmann in Compagnie treten wollte, um eine großartige Fabrik zu gründen. Der in der Gegend berühmte Wiener Banquier Arnold von Gelde sollte die nöthigen Kapitalien gegen jede mögliche Garantie vorschießen . . . Ueber dieses Projekt beriethen sich die Herren ernstlich, ohne der Feierlichkeit die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, welche, während sie Lindenstamm und Kronhuld nur gleichgültig ließ, den Obersten in seinem Innern empörte, der bezüglich derselben sich später einmal

dahin äußerte, daß die Nationalgarde eine in's Leben getretene Beleidigung des Militärs sei — daß der Bürger sie im Herzen auch verwünsche, da er ja die Steuern zur Aufrechthaltung der Armee zahle, um für seine friedliche Thätigkeit hinreichenden Schutz zu finden. Stahlmann konnte überhaupt die ganzen damaligen Bestrebungen nicht begreifen. — Auf der Tribune sah man noch die beiden Kühnewald, die Baronin Burifuri und die liebenswürdige Adelgunde von Reibenstein, die gar zu gerne die Stelle des Pfarrers eingenommen und statt seiner eine, „wie bei ihm vorauszusehen" geistvolle Ansprache gehalten hätte. Doch ach! Sie war eine Dame und noch dazu eine Aristokratin! Ihre herrlichen Ideen mußten daher in ihrem Busen verborgen bleiben!

Klingendes Spiel und mehrere Salven eröffneten die Feier. In vollstem Glanze des kirchlichen Ornates schritt die assistirende Geistlichkeit mit dem celebrirenden Pfarrer zum Altare. Die Volkshymne ertönte . . . Rauchwolken stiegen auf . . . die Fahne wurde herbeigebracht. Weißgekleidete Mädchen und festlich geschmückte, mit Federhüten versehene Knaben begleiteten dieselbe, Blumen streuend und kleine Fahnen schwingend . . . Emanuel hielt nun eine stylistisch unübertrefflich schöne Rede voll patriotischen Gefühles und einer edlen Begeisterung für Freiheit, Wahrheit und Recht, für ein großes, mächtiges, unüberwindliches Oesterreich, für die Einigung aller deutschen Stämme unter einer Centralregierung, für die zu hoffende, durch Parlament, Reichsarmee und deutsche Flotte bereits angebahnte

imponirende Machtstellung des deutschen Vaterlandes. Er schloß mit einer feurigen Bitte um Gottes Segen für den gütigsten aller Monarchen, der so Vieles und so gnädig gespendet, für die gesammte deutsche Nation, für das engere Vaterland und endlich für die Stadt, in der diese schöne, fernen Enkeln noch denkwürdige Feier vor sich gegangen. Allgemeines Bravo belohnte den Redner und ein dreimaliges Hoch auf den Kaiser unter den Klängen der Musik und dem Knallen der Gewehrsalven folgte. Dann die Feldmesse ... Mittags Festessen im Stifte... Nachmittags fröhliche Conventikel im Klostergarten, in der Stadt, in allen öffentlichen und Privatlokalen. Die ganze Bevölkerung war berauscht von Begeisterung, und gegen Abend hatte diese Begeisterung auch in sehr vielen Köpfen eine materielle Unterlage erhalten. Während der Tafel im großen Speisesaale der Prälatur wurden Toaste ausgebracht auf den Grafen Max, den Abt Adelbert, den Justitiär, den begeisterten Festredner und auf andere Notabilitäten der Stadt und Umgebung. Der Prälat dankte einfach. Max sprach nothgedrungen einige Worte: „Glück und Segen meinem Vaterlande! Groß und stark wird es werden, wenn Jeder, fernbleibend chimärischen Plänen und hochfliegenden Träumen, in seiner Sphäre nach besten Kräften sich bemüht, redlich seine Pflicht zu erfüllen, gesinnungstreu und aufrichtig gegen Jedermann als praktischer Mann und braver Bürger sich bewährt." Diese Rede wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen und erntete nur getheilten Beifall, worüber sich Afra nicht wenig ärgerte. Max sprach eben, wie er dachte.

Abends wurde die Stadt beleuchtet. Hie und da zeigten sich hübsche Transparente oder mit Blumen umstellte Büsten des Monarchen und der gefeierten Männer des Tages. In der Nähe des Stiftes war eine Laube aus großen Blumenstöcken, Oleanderbüschen und Orangenbäumen gebildet, in welcher sich eine große Holzstatue, Austria vorstellend, befand. Das Ganze war mit rothen, blauen und gelben Lampen magisch erhellt . . . Gruppen von Freudetrunkenen durchzogen singend und jubelnd die Straßen. Gegen neun Uhr versammelten sich die Musiker, die Garden und unzählige Fackelträger auf dem Stiftsplatze. Eben wollte der Zug sich in Bewegung setzen, als ein junger Mann in Legionsuniform, der von Krems herübergekommen war, rief: „Nehmen wir doch den famosen Pfarrer mit, der heute eine so prächtige Rede gehalten!" „Vivat unser Herr-Pfarrer!" schrie die Menge. Alsogleich liefen Mehrere zu seiner Wohnung und holten den überraschten, verlegenen und doch sich geschmeichelt fühlenden Pater Emanuel heraus, der unter lautem Beifallgeklatsche und freudigem Zurufen in die Mitte genommen wurde, worauf die Musikbanden den „Constitutionsmarsch" spielten und der Fackelzug begann. Vor dem Hause des Justitiärs wurde Halt gemacht. Mehrere Tusche riefen den Deputirten auf den Balkon. Endloser Jubel empfing ihn. Das „deutsche Vaterlandslied" wurde nun von allen Anwesenden gesungen, wobei Thränen in Vieler Augen glänzten und Manche sich umarmten und küßten. Und nachdem die letzte Strophe erklungen:

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

nahm der Justitiär das Wort und mit bewegter Stimme sprach er: „Ja, so soll es sein! Ein einiges, großes Deutschland wollen wir wieder — wie es einst gewesen in seiner Herrlichkeit, da der deutsche Kaiser Herr der Welt war und angesehen in allen Landen der Erde der deutsche Name. O Gott im Himmel, sieh darein, daß es geschehe, wie wir Alle wünschen. Amen!"

Ueberwältigt von Rührung zog er sich zurück, indeß die Menge nicht enden wollte mit Hoch, Vivat und Hurrah! — Emanuel selbst war so erregt, daß ihm die hellen Thränen herabliefen, obwohl er einsehen mußte, daß ein einiges Deutschland in dem Sinne, wie man es wollte, ein Traum, ein schöner, für jedes deutsche Herz süßer — aber doch nur ein Traum sei .... Ein solches Deutschland zertrümmert Oesterreich oder schließt es vom deutschen Staatenverband aus .... Keiner von beiden Gedanken ist patriotisch. Also eine geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern, aber ein in sich starkes, politisch geeinigtes Oesterreich! .... Emanuel dachte daran, aber das Herz bildet gar oft einen Gegensatz zum Verstande. Er sang mit: „Das ganze Deutschland soll es sein!" und er war begeistert, wie irgend einer der Anwesenden .... „Schauen Sie,

Pater!" — sagte der Legionär, der sich an seinen linken Arm gehängt, während der junge Doktor Hysop von Zweikirchen seinen rechten in Beschlag genommen hatte — „Sie gefallen mir! Sie sind ein flottes Pfäfflein! Wären alle so, dann ließe sich auskommen mit dem System." „Ich bitte Sie," rief der Doktor zum Legionär hinüber — „mit dem Systeme der Frömmlinge werden wir uns nie vergleichen — es handelt sich eben um eine gründliche Revision desselben! Da müßte einmal gleich der unnatürliche Cölibat aufgehoben werden, von anderm Unsinn einstweilen zu schweigen, welchen die schlaue Politik der Päpste, die aber keinen Begriff von Physiologie, Menschenwürde und Naturrecht hatten, einführen zu müssen glaubte. Um das Zeug abzuschaffen, müssen Männer wie der liebenswürdige Pater da auftreten und mit aller Kraft ihres Geistes dafür wirken, daß der Katholicismus reformirt wird." „Aber, meine Herren! wohin versteigen Sie sich?" sagte Emanuel, der sich schon bedeutend gedrückt fühlte in der Nähe dieser Leute — „die Institutionen der katholischen Kirche sind unantastbar; sie sind in dem Geiste derselben so fest begründet, daß an ihnen nichts verändert werden kann, ohne sie selbst zu vernichten...." — „Ah! Sie Schelm! Wie Sie systemmäßig reden können" — lachte der Legionär, riß einem neben ihm schreitenden Gardisten eine Weinflasche aus der Hand und reichte sie dem Pfarrer mit den Worten: „Da trink — damit Du wieder Geist bekömmst!" Emanuel fühlte sich auf's Tiefste verletzt.... aber er schwieg. „Diese Kutte da" — fuhr der Stu-

dent fort — „kleidet Sie auch nicht zum Besten. Wie schön wär's, wenn Sie einen Waffenrock trügen und einen Federhut. Sapperlot! Ihr interessantes Gesicht, Ihre schwarzen Locken — vielleicht ein Bärtchen dazu — na, da wär's bald aus mit dem Cölibat...." Und er lachte wieder und tätschelte den in seinem Herzen empörten Emanuel auf die Wange. „Wie hat doch der Prälat wieder Recht gehabt," dachte er bei sich — „aber ich glaubte ihm nicht! Ich fühle es jetzt, daß der katholische Priester eine Würde trägt, die heilig und unverletzbar ist, und daß die Kirche in ihrem Rechte ist, wenn sie ihn über das weltliche Treiben und die Alltäglichkeit des Daseins zu erheben sucht.... Welche Weisheit der Einrichtungen! Wie gut weiß sie, daß der Priester, in's Gewühl der von Leidenschaft und Parteistürmen aufgeregten Menge geworfen, bald selbst mitgerissen und seines Ansehens verlustig werden müßte! Sie isolirt ihn daher, ohne ihn abzuschließen... sie hemmt nur seine objektive Willkür und Leidenschaft, um seinen objektiv kirchlichen Charakter rein und strahlend zu erhalten. O du heilige, wunderbare katholische Kirche! Uralt und doch ewig neu! Immer dieselbe und doch allen Zeiten und Völkern, allen Verhältnissen und Umständen gleich entsprechend, dich fügend, anpassend, milde gewährend, wo du der menschlichen Schwäche gegenüberstehst — starr und unnachgiebig, wo du Bosheit und absichtliche Verkennung zu bekämpfen hast!" .... So war er denn durch eigene Erfahrung dort angelangt, wo er hätte bereits stehen sollen, ohne erst durch Beleidigungen hingeführt zu

werden, wenn er weniger in seinem Eigendünkel befangen gewesen wäre.... Als er spät in der Nacht den brüderlichen Umarmungen und Freundschaftsbetheuerungen seiner Begleiter entflohen war, und seine Zelle erreicht hatte, da warf er sich zerknirscht und erschüttert hin vor das Kreuz seines Heilandes und seufzte: „Wieder, o Herr, Deiner vergessen! Miserere mei!"

Des andern Tages fragte ihn der Prälat milde: „Nun Emanuel, habe ich zu schwarz gesehen?"

Siebentes Kapitel.

Betrübte Herzen.

Im Wirthshause in Niederwald ging's geräuschvoll her. Mehrere Bauern hatten sich um einen Freiwilligen herumgesetzt, der, einen Strauß auf seinem Hut, ein Weinglas in der Hand, dastand und mit von vielem Trinken heiser gewordener Stimme über Dinge redete, von denen er so wenig verstand, als die Bauern, die ihm aufmerksam zuhörten. Es war der ehemalige Herrschaftskutscher Philipp, der vor seinem Abmarsche nach Italien noch einmal die Heimath sehen wollte, denn er war aus der Gegend gebürtig. „Seht ihr, Männer!" rief er, — „ich hab' es immer gesagt, es wird nicht so bleiben in der Welt, wie es voriges Jahr noch gewesen! Die großen Herren haben sich einmal zu viel herausgenommen, sie haben den

armen Teufel geschunden und ihm die Haut über die Ohren gezogen. Nun ist der Tag der Vergeltung gekommen! Jetzt kuschen sie sich und danken fein, wenn man sie grüßt, und geben Einem gar mitunter die Hand und sagen: Guten Abend, Bruder Bauer oder Bruder Tagelöhner! Aber 's wird doch nicht ganz ruhig werden, bis sie nicht auch ihre Geldsäcke aufgeschnitten haben und das arme Volk sich daran betheiligen darf." — „Aber, Philipp!" sagte ein älterer Bauer und kratzte sich hinter'm Ohr — „mir scheint, wenn's so weit kommt, so wird eben gar nichts mehr sicher sein, und wenn man dem Reichen sein Geld nehmen darf, so wird man's auch dem nehmen, der sich im Schweiße seines Angesichtes ein paar Gulden zusammengespart. Davon will der Bauer nichts hören." „Ihr seid Knöpfe und Knicker! man kennt euch schon .... ihr wollt auch nur Befreiung von Robot und Zehent, aber geben wollt ihr nichts dafür. Zu solchen Geizhälsen haben euch die Pfaffen da drüben in Zweikirchen gemacht, denen schon bange wird wegen ihres Reichthums. Aber 's nützt ihnen doch nichts. Man redet schon von Aufhebung der Klöster und Einziehung der Kirchengüter! Da wird's bald sein Ende haben mit der Prasserei und Schlemmerei und der Frommthuerei mit vollem Bauch!" „He!" entgegnete nun der Krampenmichel, „so darf da nicht geredet werden von unseren geistlichen Herren! Haben Dich das die Wiener gelehrt, Philipp, so kannst Du zu ihnen hinabgehen und mit ihnen drüber reden, uns kommst Du nicht so! Sonst könntest Du auf eine Art das Wirthshaus verlassen

müssen, die Dir eben nicht angenehm wäre!" Und er machte eine bezeichnende Handbewegung, wie wenn man Jemanden hinauswirft. Dann fuhr er fort: „Die Geistlichen haben sich ihr Vermögen rechtlich erworben und hängen Stiftungen daran; auch kriegen die Armen von ihnen, während ihnen sonst Niemand was gibt, und wie ich eingekastelt war, haben meine Leute gar oft gerne die Klostersuppe gegessen, ohne die sie nichts Warmes gehabt hätten! Und was das Prassen betrifft, so ist's so arg nicht! Ich weiß schon, daß der einzelne Mann im Kloster nicht gar so viel bekommt. Es sind theure Zeiten und man hängt ihnen noch den Habersack hoch genug! Du aber, Philipp, bist schon bekannt als Einer, dem nichts heilig ist und der keck über Alles schimpft. 's war auch gut, daß Du Dich damals aus dem Staube gemacht hast, wie der Verwalter umgebracht worden ist. So lieb es den Leuten damals war, daß er Eins auf das Dach kriegte, so sehr bedauern wir es jetzt, denn der arme Amtschreiber sitzt bis heutigen Tag und wir lassen uns doch den Kopf abschlagen, wenn er es gethan hat." Philipp machte eine eigenthümliche Miene. „Der Amtschreiber," sagte er, „ist auch gar zu dumm! — Aber das sag' ich euch, er soll nicht lange mehr unschuldiger Weise sitzen!" „Wie so?" „Das werdet ihr schon sehen! Wenn der Philipp auch ein rabiater Bursche ist und in seinem Zorne nicht weiß, was er thut — so soll seinetwegen doch Niemand leiden .... will sagen, so hat er doch ein mitleidig Herz!" Aber der Krampenmichel hatte es bemerkt, wie sich Philipp verlegen wer-

dend verbesserte, und er schrieb sich's hinter die Ohren. „'s ist kein Fädlein so fein gesponnen," dachte er, „'s kommt doch einmal an die Sonnen!"

Indeß diese sonderbare Scene im Wirthshause stattfand, trug man aus dem Hause des Amtschreibers in Niederwald einen Sarg still hinaus auf den Friedhof. Das alte Mütterlein, das noch so trübe Tage verleben mußte, war endlich gestorben. Noch auf dem Todtenbette sprach sie die Ueberzeugung aus, daß ihr Sohn unschuldig sei .... Und mit einem: „Gottes Wille geschehe! Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" hatte sie Abschied genommen von dem Jammer des Erdendaseins.

Therese und Agnes waren nun ganz allein. Therese hatte Tag und Nacht in stillem Weinen verlebt; Agnes aber dachte darüber nach, wie es möglich sei, daß man unschuldiger Weise oft so viel leiden müsse. Da fiel ihr die Erzählung vom frommen Job in der biblischen Geschichte ein, welchen Gott, gerade weil er ihn liebte, so furchtbar prüfte, und der selbst in der höchsten Qual noch ausrief: „Der Name des Herrn sei gelobt!"

Als das Großmütterlein eingescharrt war in die geweihte Erde, da wandelten Therese und Agnes schweigend hinauf zum Schlosse und baten den neuen Verwalter Hopp, der sein Stallmeisteramt mit dem Kanzleifache vertauscht hatte, zu erlauben, daß sie Altenweis in seiner Haft besuchen dürften. Hopp willfahrte der Bitte. „Beredet ihn doch" — sagte er zu den Trauernden, „daß er endlich sein Verbrechen eingesteht .... es ist ja doch besser, als euch und uns so lange zu

quälen, da es fast zur juridischen Gewißheit geworden ist, daß er den armen edlen Wudkoklak um's Leben gebracht! Es ist freilich traurig für euch — indeß es ist einmal geschehen!"

Die Frauen erwiederten nichts. Schon zu oft hatten sie diese Worte gehört, als daß sie sich hätten bemühen mögen, sie zu widerlegen. Und waren sie denn wirklich äußerlich überzeugt von seiner Unschuld oder war es nur ihr Herz, das immer wieder aus der Tiefe des gekränkten Ehrgefühles aufschrie: „Nein! Altenweis ist einer solchen That nicht fähig!" — Peinlicher, mit Nichts zu vergleichender Zustand! —

Der Gerichtsdiener schloß das Gefängniß auf. — Da saß Altenweis, das Haupt in die Hand gestützt, tief in Gedanken versenkt. Weiß wie Schnee war sein Haar und abgezehrt und fahl sein Antlitz .... seine Hände zitterten und seine Kniee wankten, als er sich erheben wollte, die Seinigen zu grüßen. Aber aus seinem Auge leuchtete der ganze Frieden eines ruhigen Gewissens, jener eigenthümliche Strahl, der Zeuge eines reinen Herzens. War es möglich, daß Altenweis ein so großer Heuchler sein, daß er sich den Anschein einer verfolgten Unschuld geben konnte, welcher selbst sein Weib, selbst sein engelreines Kind zu täuschen vermochte? Wer konnte es wissen! In der Menschenseele liegt die Fähigkeit für die größten Tugenden ebenso wie für die verächtlichste Schändlichkeit, für das Verbrechen, das sich in den Mantel der Rechtschaffenheit hüllt.

„Mein Franz!" rief Therese schluchzend, indem sie ihrem Manne an die Brust sank, während Agnes sich

weinend auf die Bank setzte, die Hand des Vaters ergriff und mit ihren Thränen benetzte. „Liebes Weib! gutes Kind!“ sagte Altenweis mit zitternder Stimme und in der tiefsten Bewegung — „vertraut auf Gott, wie ich auf ihn vertraue. Nie wird aus meinem Herzen dies Gefühl schwinden, daß Gott es ist, der unser Schicksal in Händen hat. Mußte nicht sein eingeborener Sohn auf Erden das Opfer der ungerechtesten Beschuldigungen werden, wurde er nicht verhöhnt, verspottet, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und endlich hingerichtet wie ein gemeiner Missethäter! Und rief er nicht dennoch im Uebermaße der göttlichen Liebe, die seitdem wieder die ganze Welt überströmt und trotz der Bosheit der Menschen, trotz aller Grausamkeiten und scheußlichen Laster, trotz aller Ungerechtigkeiten und finstern Thaten, das Himmelsthor offen hält, — rief Jesus Christus nicht noch am Stamme des Kreuzes, auf dem er als unschuldiges Sündenlamm verblutete, aus: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!‘ Und im Hinblicke auf die Dornenkrone des Erlösers, im Hinblicke auf die von Ruthenstreichen zerfleischten, so grausam an das Kreuz genagelte Duldergestalt des Heilandes sollt' ich nicht gerne tragen, was er meinen alten Schultern auferlegt? O ich wollt' auch gar nicht klagen, wäret ihr nicht! Der Gedanke an euch, an eure unversorgte Zukunft, an das traurige Loos der Entehrung, das euch so unverdient getroffen, das ist's, was mein Herz mit unsäglicher Bitterkeit erfüllt. Mein Gott — ihretwegen erbarme Dich meiner!“

Und er konnte sich nicht länger beherrschen — ein Thränenstrom machte seinem bewegten Herzen Luft....

„Franz! Sei nicht besorgt um uns — wir werden uns in der Welt fortbringen — so lange wir noch leben mögen!“ sagte Therese.

„Therese! — Agnes!“

„Was willst Du, Franz?“

„Was denn, theurer Vater?“

„Lange war mir's auf der Zunge — immer wieder hab' ich es verschwiegen — nun aber muß es heraus, ich kann es nicht mehr im Herzen tragen!“

„Mein Jesus!“ Dieser Ausruf entschlüpfte seinem Weibe.

Altenweis lächelte trüb. „Fürchte nichts, Therese! Gott weiß es, daß ich rein bin in dieser Hinsicht! An meinen Händen klebt kein Blut — und möge der Schein noch so sehr gegen mich sein, und mögen meine Streitigkeiten mit dem ermordeten Verwalter immerhin Anlaß zum Verdachte geben, und möge der Umstand, daß ich am letzten Abende bei ihm war, noch so sehr zu meinem Nachtheil ausgelegt werden.... Gott weiß es, daß ich rein bin, und er wird es an den Tag bringen. Das aber möchte ich wissen, ob ihr, die ich liebe wie meinen Augapfel, von der Stunde an, da ich hinweggeführt wurde aus dem Hause bis zum heutigen Tage, den Gedanken, daß ich vielleicht doch die ruchlose That begangen, in euch aufkommen ließet? Therese, hattest Du je einen Verdacht? Agnes, hast Du jemals gezweifelt an der Ehre Deines Vaters?“

Therese hob die Hand zum Schwure. „So wahr

Gott lebt, nie!" Aber Agnes sank nieder auf die Kniee und indem sie herzerzitternd schluchzte, sagte sie: „O Vater, die traurige Gefangenschaft hat Deinen Sinn verwirrt und Dein Herz verhärtet, sonst könntest Du solch' eine Frage nicht stellen an Dein Kind, das in Dir Alles sah, was es ehrte, achtete, liebte und bewunderte, das noch so denkt, wie es dachte, da Du es beten lehrtest und ihm so erhabene Lehren gabst über das, was heilig, ehrwürdig und recht ist.... Deine Frage kränkt mich, Vater."

„Verzeihe! Verzeihe, meine Agnes! Ach, Du kannst die Qual nicht fassen, die mein Vaterherz durchzuckt.... Entehrt in Deinen Augen — das wäre mein Tod!"

„Laß uns beten, Vater!" sagte Agnes. „Im Gebete wird uns Allen wohl werden und wir können wieder lange ausharren im Elend." Und sie beteten alle Drei mitsammen.

Die Zeit war gekommen, wo Mutter und Tochter den Kerker des Gefangenen verlassen mußten. Therese berichtete ihm noch, daß Großmütterlein bereits im Grabe liege. „Ich konnte nicht an Deiner Grube stehen!" sagte Altenweis gerührt — „nun dort drüben werd' ich Dir's abbitten, armes Mütterlein. Ruhe Deiner Asche!"

Die schwere Thüre fiel in das Schloß. Therese und Agnes waren wieder getrennt von ihrem Haupte....

Nacht war's. Beide saßen längst schon in Niederwald in der unerhellten Stube beisammen, als plötzlich ein seltsamer Lichtglanz zum Fenster hereinfiel. „Feuer!" rief Agnes und lief zum Fenster hin. Draußen

rannten die Leute vorüber — Feuerspritzen kamen daher gerasselt. Bald schlugen die Glocken auf den Kirchthürmen an und der dumpfe Feuerruf durchdrang die stille Nacht. Roth und röther wurde der Himmel.... „Das Schloß steht in lichten Flammen!" schrie ein vorbeieilender Mann. Therese warf ein Tuch um und eilte hinaus in's Freie. Agnes nach. Als sie nach Hohenschau kamen, war der Platz mit Menschen gefüllt. Gerade jener Flügel, an dem die Gefängnisse des Patrimonialgerichtes angebaut waren, stand in Feuergluth.

„Um Gottes willen — die Gefangenen!" rief eine Frau, die daran dachte, daß denselben ein Unglück geschehen könnte....

Therese fiel in Ohnmacht. Eine Gruppe bildete sich um sie. Agnes kniete händeringend vor ihr.... „Es ist die Frau des armen Altenweis!" hieß es.... „Sie fürchtet, daß er drinnen verbrenne." „Seid unbesorgt," sagte ein Bursche, der mit einem Feuerhacken vorbeilief.... „die Gefahr ist schon vorüber.... das Feuer dringt nicht so tief hinab." In der That war es den übermenschlichen Anstrengungen der Spritzenleute gelungen, dem Brande am Gefängnißgebäude Einhalt zu thun. Aber die hier kaum unterdrückte Flamme schlug am andern Flügel des Schloßgebäudes empor. Bis Mitternacht währte der Brand. Ein Glück, daß die Luft ruhig war. So konnte das offenbar durch Pechkränze böswillig angelegte Feuer endlich unterdrückt werden.... Aber kaum hatte die ungeheure Verwirrung theilweise aufgehört und die Wuth

des Elementes nachgelassen, als sich der Ruf verbreitete: „Der Amtschreiber ist nicht mehr im Kerker! Der Gerichtsdiener liegt geknebelt vor der Thüre! Man hat den Gefangenen mit Gewalt hinweggeführt!“ Es läßt sich denken, welchen Eindruck dieses Geschrei auf Agnes und ihre kaum aus der Ohnmacht zum Bewußtsein zurückgebrachte Mutter machte! .... Der ganze Vorgang war so räthselhaft, so gräßlich, daß im ersten Augenblick ein klarer Gedanke unmöglich war.... Als jedoch der Krampenmichel kam und erzählte, welche Reden Philipp im Wirthshause geführt, da glaubte man nach und nach Licht in der Sache zu gewinnen. Sogleich wurden Leute aufgeboten, um den Entflohenen aufzusuchen, so wie den Kutscher Philipp, den nun Alle für Wudkoklak's Mörder und für den Brandstifter hielten. — Vergebens! Altenweis wie Philipp waren verschwunden.

Achtes Kapitel.

Große Erwartungen und kleine Leiden.

Pater Emanuel hatte aus dem „schwarzen Buche“ endlich Licht erhalten über das bisher in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Leben seines Vaters. Er konnte sich nicht verhehlen, daß dieser moralisch tief gesunken gewesen sein mußte, um der Held solcher Abenteuer zu sein, wie sie das Tagebuch erzählte. Ein Vagabund,

ein Revolutionär, ein Hazardspieler, Duellant und Mörder! Und doch ging aus den Aktenstücken unzweifelhaft hervor, daß seine Anlagen von Natur aus die besten waren, daß er Geist und Gefühl besaß und ebenso ein hochgeachteter Mann hätte werden können, wie er jetzt als flüchtiger Verbrecher in den Wildnissen Amerika's herumirrte! Entsetzen ergriff Emanuel, wenn er dies bedachte. Dahin kann ein Mensch kommen, der jene gesetzmäßige Haltung aufgibt, welche die Pflicht eines Jeden ist, der in einer geordneten Gesellschaft leben will! Ein solches Schicksal ist möglich, wenn man die religiöse, die moralische Basis unter den Füßen verliert! Wie wurde ihm nun erst klar, daß Diejenigen, welche gegen Sitte und Gesetz keck aufzutreten wagen, Feinde der Menschheit, Verräther der Gesellschaft sind, daß selbst Diejenigen, welche eine solche Richtung als im menschlichen Bewußtsein begründet, der göttlichen Sanction und Offenbarung zuwider auch nur gelten lassen, nicht weniger die Grundfesten der öffentlichen Ordnung untergraben, weil sie dadurch Sitte und Gesetz illusorisch machen. Er lernte einsehen, daß jedes Gesetz treuer Wächter bedürfe, um so mehr das göttliche, damit einerseits nicht durch dessen Vernachlässigung die Menschheit in's Verderben gestürzt, andererseits aber auch dasselbe nicht mißbraucht werde. „Ja," rief er aus, „es ist nothwendig, daß es Richter, daß es Priester gebe, und je mehr die Letztern isolirt werden von jenen weltlichen Dingen, welche ihre Autorität beeinträchtigen und den Glanz ihrer göttlichen Sendung verdunkeln können, desto besser für die Menschen! ..."

Es ist seltsam, daß Emanuel, der doch Alles dieses ohnehin wissen mußte, erst von Neuem gleichsam dahin geführt wurde, an die Nothwendigkeit und Heiligkeit seines Berufes zu glauben — aber es war so. Er wurde durch wunderbare Leitung der Vorsehung und durch eigenthümliche geistige Revolutionen noch einmal aus sich selbst herausgeboren und zum zweiten Male ein gottbegeisterter Priester, um fernerhin nimmer zu wanken ....

Daß auch Mamsell Ricke das Tagebuch Nurforts erhielt, versteht sich von selbst. Sie las es mit solcher fieberhaften Erregung, daß sie beinahe krank wurde, und überschwemmte das Manuscript so sehr mit ihren Thränen, daß es fast unleserlich wurde.

Eines Tages nun, als sie dasselbe gerade zum dritten Male durchgearbeitet hatte, kam der Pfarrer. „Liebe Tante," sagte er mit erzwungenem Gleichmuthe — „unser Leben fängt an sehr romantisch zu werden. Ich habe, wie Sie wissen, seitdem sich das ‚schwarze Buch' in meinen Händen befindet, überall nachgeforscht, ob nicht vielleicht noch andere Briefe von meinem Vater da seien, die er nach Absendung des Tagebuches an den seligen Abt Honorius schrieb, um mit deren Hülfe vielleicht den jetzigen Aufenthalt des Unglücklichen erforschen zu können — aber vergebens. Daß der Oheim-Prälat sicher welche empfangen und auch Geldunterstützungen abschickte, geht aus einigen Andeutungen meiner Mutter hervor, deren ich mich jetzt entsinne, die ich aber damals weder beachtete noch verstand, da ich meinen Vater für unzweifelhaft todt hielt. Ich

muß nur die Hartnäckigkeit bewundern, mit der Honorius das Geheimniß bis an's Ende seines Lebens bewahrte ...."

„Jedenfalls würden Sie, lieber hochw. Herr Vetter, Alles zu seiner Zeit erfahren haben, hätte der Abt nur noch einige Jahre gelebt. Daß er mir gar nichts davon anvertraute, außer das, was die ganze Familie wußte, kränkt mich beinahe .... aber er pflegte zu sagen: ‚Willst Du Etwas unter die Leute bringen, so erzähl' es einem Weibe!' Er vergaß jedoch, daß ich in dieser Beziehung eine kleine Ausnahme mache."

Emanuel lächelte etwas ungläubig.

„Nun?" sagte Ricke — „kann in meinem Busen ein Geheimniß nicht vielleicht eben so geborgen sein, als in dem irgend eines Menschen?"

„Lassen wir das, Tantchen! Also daß ich fortfahre in meinem Berichte. Da ich keine weitern Anhaltspunkte für meine Nachforschungen hatte, als die, welche das Memoriale bot, so ließ ich durch Vermittelung eines meiner Freunde in Wien, der bei der englischen Gesandtschaft angestellt ist, mehrere Annoncen in englische und amerikanische Zeitungen einrücken, worin ich meine Sehnsucht nach dem Vater in einigen Worten kundgab und ihn bat, mir auf irgend welche Art eine Nachricht zukommen zu lassen. Ich unterzeichnete mit der Chiffre: Karl (Emanuel) R. an Josef R. (R.) Das war deutlich genug. Ich dachte: lebt der Vater noch, so wird er doch, und wenn er auch in den Felsengebirgen sich befinden sollte, vielleicht eines der Journale in die Hand bekommen und mir eine Antwort

zukommen lassen. Nun erhalte ich heute früh einen Brief aus London — Tante.... Hören Sie!"

Der Pfarrer zog ein Schreiben in großem Format aus der Tasche, öffnete es und las:

„Euer Wohlgeboren!

Unterzeichneter hat die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß Josef N. (R.) sich gegenwärtig in London befindet und, da es die politische Lage erlaubt, sich nach Oesterreich begeben wird, um nach langer Verbannung den vaterländischen Boden zu küssen. Von Wien aus werden Sie demnächst Näheres erfahren. Genehmen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung

Rospignoli.

121, Little Newport Street, Leicester-Square.

Was sagen Sie dazu?"

„Ich bin außer mir! Ganz wie im Robinson Crusoë! Ja, das geht über meine Begriffe. Also meinen leibhaftigen Bruder soll ich sehen, den Seppi, den nichtsnutzigen Seppi .... ich bitte Sie, lieber Herr Vetter, verzeihen Sie mir, ich weiß nicht mehr, was ich rede. Bei mir muß Alles klar sein, sonst verliere ich den Verstand. Nun aber stecken wir ganz und gar in den Geheimnissen drinnen. Es ist nicht auszuhalten. Drei Nächte hab' ich schon nicht mehr geschlafen.... Das ist für mich keine Kleinigkeit."

„Fassen Sie sich, Tantchen!"

„Ach Du lieber Himmelsvater! Kommt der Seppi

aus Amerika daher! Wenn sie ihn am Ende nur nicht gar einfangen und in's Gefängniß stecken!"

„Hat jetzt, bei diesen Wirren, keine Gefahr. Er kann getrost zu uns kommen! Der Vater! Ricke! Das Wort Vater durchzuckt mich mit Wonne und Weh! Ich werde in seine Arme sinken, mit ihm sprechen, Alles erfahren! Ich zittere vor dem, was kommen wird — aber dennoch preise ich Gott dafür!"

„Mein Lebtag hätte ich so etwas nicht für möglich gehalten!"

„Ja es gibt Dinge, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt ...."

Eine Woche verging seit diesem Gespräche zwischen dem Pfarrer und seiner Anverwandten. Da brachte die Post wieder einen Brief und zwar von Wien. Eine zitternde Hand hatte in deutscher Sprache, aber mit lateinischen Lettern geschrieben:

„An den hochw. Stadtpfarrer Emanuel Rosenkranz in Zweikirchen.

Lieber Sohn!

Todtkrank bin ich in Wien angekommen. Ich vermag nicht mehr weiter zu reisen. Wenn Du mich noch sehen willst, so komme eiligst hieher und bringe, wenn möglich, meine Schwester Friederike mit. In sehnsuchtsvoller Erwartung

Dein Vater.

Im Gasthofe zur Königin von England."

Den Augen der Mamsell Ricke entquollen die letzten Thränen, die sie noch vorräthig hatte, als sie diese Zeilen von Emanuel erhalten und gelesen hatte. Sogleich wurden Anstalten zur Abreise getroffen. Emanuel erbat sich einen Urlaub auf vierzehn Tage. Ein Stellvertreter sollte indeß die Pfarrgeschäfte besorgen. Bald war er mit allen Angelegenheiten in Ordnung und reisefertig. Aber Ricke! Seit einer langen Reihe von Jahren hatte sie Zweikirchen nicht verlassen und Wien war für sie bloß noch eine dunkle Erinnerung. Zudem war sie schon betagt und „dem Weltlärme" entfremdet. Zur Zeit, als sie Reisen machte, da humpelten noch die alten Postchaisen, die „Ordinary", oder wenn es vornehm herging, fuhr man mit „Extragelegenheit". Jetzt gab es Stellwägen, Postomnibusse, das war schon viel, aber erst Dampfschiffe und Eisenbahnen! „Ich kann auf dem Dampfschiffe nicht fahren!" sagte sie .... „Um keinen Preis in der Welt!" — „Aber Tante, Tausende sind schon gefahren und es hat ihnen den Kopf nicht gekostet! Sie werden's auch überleben!" „Bewahre mich die h. Jungfrau davor — ich besteige solch' ein Höllenfahrzeug nicht." Emanuel war in Verzweiflung. Schon wollte er ohne sie abreisen, denn auf der Achse bis Wien zu fahren, dünkte ihm zu lange. Man brauchte zwei Tage hiezu — indeß konnte der Vater sterben. Emanuel ging daher nochmals zu Ricke und sagte energisch: „Wollen Sie, oder wollen Sie nicht, Tante? Wenn Sie bis morgen früh nicht entschlossen sind,

auf dem Dampfschiffe zu fahren, so geh' ich allein ab. Ich kann nicht anders.".

Ricke rang die Hände. Da sie jedoch den drohenden Ernst ihres Vetters sah, gab sie den Bescheid, die Sache in Erwägung zu ziehen. Nun lief sie zu allen bekannten Personen und berieth sich mit ihnen. Glücklicher Weise sprachen sich Alle für die Dampfschifffahrt aus. Mit schwerem Herzen gab nun Ricke ihre Einwilligung. Am nächsten Morgen stand der Wagen vor dem Spitale, um die Reisenden nach Krems zu bringen. Nun aber gab es noch ein Spektakel ohne Gleichen! Viele Neugierige hatten sich bereits auf der Straße versammelt, um der Abfahrt zuzusehen. Da kam die Dini, das Factotum der Ricke, und brachte einen Reisekoffer, — dann erschienen mehrere Spittelleute mit Kisten, Schachteln, mit Theeservice und Kaffeemaschine nebst etlichen Regen- und Sonnenschirmen. Endlich keuchte Ricke daher, beladen mit einer Unzahl „unentbehrlicher" Reiseeffekten, als: Regenmänteln, Shawls, Pelzen, — sowie mit einem gewaltigen Guglhupf, mit Weißbrod und Schinken. Das sollte nun Alles aufgepackt werden. Der Kutscher brummte ganz vernehmlich, aber es half nichts, er mußte die Gegenstände nehmen. Indeß kam Emanuel daher. „Aber Tante," rief er, „was treiben Sie denn? Das ist ja zum Rasendwerden!" „Was ist zum Rasendwerden? Daß ich diese Dinge, die so nothwendig sind, wie ein Bissen Brod, mitnehme? I du lieber Himmel! Wollen Sie, mein hochw. Herr Vetter, ohne Schutzmittel, ohne Kochgeräth, ohne Imbiß in die weite Welt hinaus

ziehen?" Emanuel gab keine Antwort. „Allons — herab damit!" rief er dem Kutscher zu. Die Schachteln und Kisten, welche nicht gerade unumgänglich Nöthiges enthielten, das Geschirr, die Pelze und die überflüssigen Schirme mußten wieder in's Spital zurück. Emanuel blieb eisern. Endlich hatte sich Ricke gefügt und in dem Wagen Platz genommen. Jetzt erst strömten alle Spittelleute heraus und küßten die durch das Wagenfenster ihnen dargereichte Hand ihrer Pflegerin. „Vorwärts jetzt!" sagte der Pfarrer zum Kutscher, und fort ging's. „Ich muß Ihnen schon sagen, lieber Herr Vetter," sprach Ricke, nachdem sie eine Weile still gewesen und ihr Gepäck geordnet hatte, „daß ich an Ihnen auch gar keine Freude mehr habe! Wie waren Sie doch so lieb einst. Die Leute nannten Sie einen Engel! Und jetzt — diese Unfreundlichkeit, diese Herzenshärte! Ich kenne Sie gar nicht mehr!" —

„So seid ihr Menschen!" erwiederte Emanuel. „So lange man ein freundliches Gesicht macht und alle Welt anlächelt, ist man ein Engel! Mag's nun in unserm Innern aussehen wie es will! Ist man aber, vom Schicksal zerstoßen, ernst geworden und verlangt ein vernünftiges Handeln statt des vielen Gewäsches, so ist man euch gleich hart und grausam. Mea pace!"

Ricke wandte sich ab. Sie fühlte sich gekränkt und sie hatte nicht so Unrecht.

In Stein, am Landungsplatz, gab es für Emanuel noch einen Strauß zu bestehen, nochmals weigerte sich Ricke das Dampfschiff zu besteigen, nochmals

mußte sie durch alle erdenklichen Mittel der Ueberredungskunst besiegt werden, bis endlich der Dampfer mit ihnen davonbrauste, oder wie Ricke lamentirte: „der leibhaftige Gottseibeiuns sie in den Krallen hatte.“

Neuntes Kapitel.

Emanuels Vater.

Vor dem Gasthofe „Zur Königin von England“ in Wien hielt ein Fiaker. Pater Emanuel und Ricke stiegen aus. Sogleich wurden sie auf das Zimmer geführt, welches der „Master Nurfort aus New-York“, wie der Diener sagte, bewohnte. Im Vorzimmer saß ein elegant gekleideter Herr an einem Schreibtische, während neben ihm auf dem Boden ein riesiger Neufoundländer Hund lag, der beim Eintritte der fremden Personen zu knurren anfing. „Pst! Talbot!“ sagte der Herr, dessen specifisch italienische Physiognomie auf den ersten Blick nicht zu verkennen war, und daher Emanuel sogleich auf den Gedanken brachte, daß es Rospignoli, der Freund seines Vaters, sei. Und so war es auch. Rospignoli bedeutete die Ankommenden, daß sie sich einen Augenblick ruhig verhalten möchten, indem er nachsehen wolle, ob Master Nurfort schon wach sei, da er ein wenig geschlummert habe. Dem

P. Emanuel schlug das Herz hörbar... Ricke war bleich geworden vor Aufregung... Eine Fluth verschiedenster Gedanken und ungestümer Gefühle durchwogte Emanuels Herz... Die flüchtigen Aufzeichnungen, die das Memoriale enthielt, das geheimnißvolle Schicksal, welches den Lebensgang seines Vaters wie ein Gespenst bedroht hatte, die seltsamen Beziehungen zwischen ihm und seiner Familie, die scheinbare Herzlosigkeit desselben, der so lange von Weib und Kind getrennt leben konnte, so daß ersteres einsam starb, letzteres ohne seine väterliche Sorgfalt heranwuchs und einem Berufe sich widmete, von dem Jener kaum wußte, — endlich das Verhängniß, ja sogar das weltliche Gericht, das noch immer wie ein Damoklesschwert über dem Haupte des seiner äußern Erscheinung nach gänzlich aus Emanuels Erinnerung geschwundenen Vaters hing — alles dies mußte die Erwartung des Sohnes auf das Höchste spannen und seine Nerven krankhaft aufwühlen.... Rospignoli erschien wieder und hieß sie eintreten.

Jener Augenblick, auf den sich Emanuel seit Langem namenlos gefreut und den er namenlos gefürchtet hatte, war da...

Ein Zimmer, in welchem die verschiedensten Gegenstände, die ein aus weiter Ferne kommender Reisender nur immer bei sich haben kann, umherlagen und standen, nahm sie auf. Koffer, Reisesäcke, Gewehre, Revolvers, Kaffee- und Theebüchsen, eine Reiseapotheke, wasserdichte Stiefel, getheerte Anzüge, Kautschukmäntel, Nankingbeinkleider, ein breiter Hut u. s. w., Gegenstände, wie sie ein ächter Yankee in seiner Nähe

zu haben pflegt, waren hier in bunter Unordnung zu sehen.

Und dort? — Im Bette lag die abgemagerte aber trotzdem muskulöse Gestalt eines Mannes ohne Bart, fast ohne Kopfhaar, mit geschlossenen Augen, die er nur ein wenig öffnete, als Emanuel mit der Tante eintrat... Beide fühlten sich sehr befremdet darüber.. Rospignoli trug Sessel zum Bette, und lud den Pfarrer und die Spittelpflegerin ein, Platz zu nehmen. Dann näherte er sich dem Kranken und sagte, indem er ihn ein wenig am Arme schüttelte: „Giuseppe — ecco il figlio!“ Nun hob sich der Angerufene ein wenig, öffnete vollends die Augen und betrachtete die Anwesenden lange, starren Blicks.. hierauf streckte er seine Hand aus, reichte sie zuerst Emanuel, dann Ricke, und sagte mit hohler Stimme: „Gott zum Gruße, meine Lieben! Ich bin nicht wenig erfreut, euch noch sehen zu können, bevor ich sterbe... Rospignoli! Ich bitte Sie um die Tinktur — ich fühle wieder sehr heftige Schmerzen!“ — Nachdem er einige Tropfen zu sich genommen, fuhr er fort: „Du bist also ein katholischer Priester geworden, Karl! Ach so, Du heißest jetzt Emanuel! — Schön... ich fühle Sympathie für diesen Beruf.. bei uns in Amerika steht die katholische Kirche sehr in Ansehen!... Und das ist die Ricke! Es ist mir schwer, einen Familienzug herauszubringen bei ihr, eher bei Emanuel...“ Dieser konnte sich bis jetzt keineswegs heimisch fühlen in der Nähe des Mannes, der sein Vater sein mußte... er konnte keine Sympathie zu diesem kühlen Amerikaner fassen. Da war keine Spur von väterlicher Theilnahme,

von gehoffter Herzlichkeit und freudigem Entgegenkommen nach einer Trennung, welche durch die Länge der Zeit sogar die gegenseitige Erinnerung an die Person verwischt hatte... Ricke konnte sich erst gar nicht zurecht finden. Die ganze Umgebung, die Waffen, der Italiener, der große Hund und endlich der kalte Mann im Bette — das war nichts für sie...: Sie fühlte sich äußerst unbehaglich — hätte sie das Memoriale nicht gelesen, sie würde durchaus nicht geblieben sein. Der ihr Bruder? Der ein Rosenkranz? Nimmermehr! Beide täuschten sich... Nurfort — wir nennen ihn bei seinem Pseudonamen, da er ihn ausschließlich führte — war eben in der neuen Welt auch ein Bürger derselben geworden und hatte das ganze Gebahren des Amerikaners angenommen. Dort drüben hat das ganze Leben einen großartigen und zugleich nüchternen Charakter. Dies scheint ein Widerspruch. Dem ist aber nicht so. Nirgends als im Reiche der Zukunft, in Amerika finden sich solche beinahe unvereinbare Gegensätze... Die unvergleichliche Erhabenheit der Natur, die Bewohner — eine Mischung aus allen Menschenracen, der staunenswerthe Aufschwung der Industrie, der Mutter des modernen Lebens, die ihre Herrschaft in den tausend und tausend Fabriken, in dem Eisenbahnlabyrinth, das bald den ungeheuren Staatenkomplex bedecken wird, in den rastlosen Dampfern, die dutzendweise die großen Ströme durchlaufen, die höchste Civilisation neben dem Blutdurste des aus seinen Jagdgefilden gedrängten Wilden, hunderte von Religionsbekenntnissen neben einander, Sklaven- und Antisklaven-

staaten, sybaritischer Luxus und aufgehäufte Reichthümer, daneben republikanische Einfachheit und Sitte — dies sind Momente, die das amerikanische Leben charakterisiren! Nirgends so viel Romantik, aber auch nirgends dieselbe so sehr vom menschlichen Dasein ausgeschlossen, ihm fremd gegenüberstehend wie dort. Gelderwerb, praktische Thätigkeit, rastlose Arbeit und zur Erholung materieller Lebensgenuß — das ist das Ziel des Yankee... In dieses Gewühl hineingeworfen mußte sich Nurfort als romantischer Abenteurer, wie er damals war, äußerst unglücklich fühlen . . . Nichts ist jedoch bei einem leichtblütigen Menschen möglicher, als der Umschlag von einem Extrem in's andere. Nachdem sich Nurfort einmal hineingelebt hatte in das Treiben jenseits des Oceans, fing er an, Interesse dafür zu fühlen . . . Das dolce far niente mußte ohnehin aufgegeben werden, und da er von Mailand her kaufmännische Kenntnisse besaß... überdies die Noth wegen des Lebensbedarfs drängte, so begann er zu arbeiten, amerikanisch zu arbeiten, mit kalt und kälter werdender Ueberlegung, mit einem so zu sagen gutmüthigen Egoismus, mit einer unendlichen Ausdauer. Wenige Jahre, und Josef war ein Amerikaner, wie nur je einer in Gamaschen herumging. Dabei hatte er immer noch die Idee, sein Weib und seinen Sohn, wenn möglich, zu sich über das Meer herüber kommen zu lassen. Kaum aber hatte er sich so viel errungen, daß es möglich gewesen wäre, diesen Plan auszuführen, so erhielt er durch Honorius die Nachricht, daß seine Frau gestorben sei. Da er seinen Sohn in den Händen des geistlichen Bruders für besser

versorgt hielt, als in den seinigen, überdies immer gebeten hatte, demselben seine Lebensgeschichte zu verhehlen, so vergingen Jahre, ehe er die Verbindung mit dem Abte wieder anknüpfte, der übrigens das Geheimniß so treu zu bewahren wußte, daß weder Ricke, noch Emanuel mit Bestimmtheit behaupten konnten, ob Josef noch lebe oder nicht ... Er war und blieb ein Verschollener.

Doch wenn auch Nurfort durch seinen langjährigen Aufenthalt jenseits des Oceans sich ganz den amerikanischen Charakter angeeignet hatte, so lag trotzdem in seinem Innern eine Gemüthstiefe verborgen, welche nur der Anregung durch entgegenkommende verwandte Herzen bedurfte, um allmählich hervorzutreten. Denn als Emanuel, Anfangs mit einiger Zurückhaltung, seinem Vater mittheilte, daß er Kenntniß von jenem Memoriale genommen, und Nurfort alsdann seine Erlebnisse seit seiner Uebersiedelung und die oben berührten Beweggründe, welche ihn abgehalten, von sich Nachricht zu geben, geschildert hatte, thaute dieses durch so manche bittere Erfahrungen zwar erkaltete, aber nicht erstorbene Herz nach und nach auf. Die Bande des Blutes verfehlten nicht, ihre Rechte geltend zu machen. In gleichem Grade näherten sich auch die Herzen des Sohnes und der Schwester, denn sie erkannten allmählich jene Gemüthstiefe, die um so wohlthuender war, je weniger man sie anfänglich bei Nurfort zu finden glaubte. Alsbald war Ricke liebend beschäftigt, die Arznei zu bereiten, die Umschläge herzurichten und den kranken „fremden" Bruder zu pflegen. Gerührt von der zärt-

lichen Sorgfalt der Schwester nahm Josef deren Hand und drückte sie innig. „Wie wohl es doch thut," sagte er, „wenigstens in den letzten Lebensstunden diejenigen um sich zu haben, welche durch die heiligen Bande des Blutes in unsere Existenz sich zu verschlingen ein Recht haben ... Wie ist der heimathlose Flüchtling zu bedauern, der fern von den Seinigen überall nur fühllosen Herzen begegnet und kein Wort wahrhaftiger Theilnahme vernimmt! — Mein theurer Sohn! Ein in einzelnen Momenten schreckliches, aber interessantes, lehrreiches Leben ist das meinige ... Große Verbrechen lasteten auf meinem Gewissen, aber weniger groß ist meine subjektive Schuld ... ich war das Opfer der Verführung... freilich durch einen leichtsinnigen Wandel in die Hände solcher Menschen gekommen, die aus mir einen Spielball ihrer Leidenschaften und einen Sklaven meiner eigenen Lüste machten... Bedecken wir es mit einem Schleier! Meine Sünden sind abgebüßt — gesühnt. Daß mein sehnlicher Wunsch, nach Rom zu gehen und dort den heiligen Vater selbst um Vergebung anzuflehen, bei den gegenwärtigen Zeitumständen und bei meiner Krankheit — die wohl, ich fühl' es, meine letzte sein wird — unmöglich ist, macht mich traurig... aber dennoch ist mir durch die Buße Nachlaß meiner Schuld geworden! Ich habe sie gesucht, Emanuel! Vielleicht kommt Dir dies sonderbar vor ... glaube mir aber, daß der Mensch, mag er hingehen, wohin er will, mag er in was immer für Verhältnisse kommen, an ungetilgter Sündenlast eine Nemesis in seinem Busen mit sich schleppt, die ihn Tag und Nacht pei-

nigt ... Es ist doch etwas Wunderbares, es ist etwas Göttliches um die katholische Bußanstalt! Wie ruhig kann ich nun dem Tode in's Auge sehen, der mir früher immer Schrecken einflößte, nicht wegen des Aufhörens der Sinnenthätigkeit, sondern wegen des Jenseits ... Ich habe Amerika durchreiset von den Gestaden des großen Oceans bis zum stillen Weltmeere, von den eisigen Flächen Ober-Kanada's bis zum mexikanischen Busen ... ich habe in New-York auf der Börse Geschäfte gemacht und bin auf ferner Prairie im Wigwam des Indianers gesessen, mit der armen Rothhaut die Pfeife des Friedens rauchend ... nirgends aber, mein Sohn! nirgends hat mich das Gespenst meiner unglückseligen Vergangenheit verlassen... Wehe dem, der zur Wahrheit gelangt durch Schuld! Dieser Spruch bewährte sich an mir. Wie ein Verfluchter irrte ich herum in den Steppen von Arkansas und in den Urwäldern von Texas ... und oft, wenn die Nacht sich niedersenkte auf die stille Wildniß, da stand ich mit entblößtem Haupte auf irgend einem Hügel und frug empor zum Himmel: ‚Wann wirst Du da oben meiner Seele den Frieden schenken?' Und: ‚Sühne deine Schuld!' rief es in mir. O Emanuel... in jenen vom Fuße des Menschen fast nie betretenen Gegenden, welche noch unentweiht sind von der Culturjagd der Zeit... Da fühlt der Mensch seine Abhängigkeit von dem Herrn der Welt so recht, und umrauscht von den Lüften, die in vielhundertjährigen Urwaldbäumen den Schöpfer preisen, sinkt man zerknirscht auf seine Kniee und betet Den an, der die Erde und alle

Menschen in seiner Hand hält. In den Gegenden der Südsee steigt Nachts das wundervolle Sternenkreuz empor ... eine flammende Schrift Gottes — ein ewiges: ‚In hoc signo vinces!' Als ich es zuerst sah — dies erhabene Sternbild — da entschied sich der lange Kampf in meinem Innern — ich wollte versöhnt sein mit meinem Gotte im Zeichen des Kreuzes. Er, den die Himmel nicht zu fassen vermögen, stieg nieder in meine Brust in der heil. Communion ... Seitdem war mir der Friede gegeben und die Kraft zu arbeiten ... äußerlich kühl, den Gebräuchen der Yankee's mich bequemend, ringend um irdisches Gut nach dem Grundsatz: ‚The times is money!' ... aber im Herzen tief innen tragend das Geheimniß meiner Liebe zu Christum dem Gekreuzigten, der mich erlöste und wenigstens vor dem inneren Forum von der Last des Verbrechens entsühnte ..."

Erschöpft sank Nurfort auf sein Lager zurück. Gerührt umstanden dasselbe Emanuel und Ricke... Nach einer Pause sprach Nurfort wieder:

„Du bist Priester geworden, Emanuel! Das scheint mir eine höhere Fügung ... es tröstet mich, daß in dem reinen, heiligen Leben des Kindes die Sünden des Vaters paralysirt werden ... ja auch um Deinetwillen wird mir Gott gnädig sein ... Du wirst für mich beten .. Du wirst meiner gedenken im heil. Opfer der Messe! —"

Wie erschütterte Emanuels Herz diese Sprache des Vaters, den er für gefühllos gehalten und aus dem ein solcher Liebesstrom floß, und dessen Seele so

eingetaucht war in Ehrfurcht vor dem heil. Berufe, dessen er, der Sohn, nicht immer würdig gewesen zu sein — leider! — sich sagen mußte ... „Aber von nun an“ — seufzte er in tiefer Seelenqual auf, „von nun an leb' ich ausschließlich meinem Gotte und dem Dienste seines Altares!“ ...

„Noch eins — Emanuel! Du sollst meine letzte Beichte vernehmen, Du sollst mir den Leib des Herrn reichen. Es macht mich selig ...“

Emanuel ergriff die Hand des Vaters, sie küssend. Ricke weinte laut.

Es geschah, wie der Vater gewünscht. Emanuel barg in seinem Busen die letzten Bekenntnisse seines Erzeugers und reichte ihm tief ergriffen die heil. Wegzehrung.

Emanuel und Ricke nahmen ebenfalls ihre Wohnung im Hotel, um in Nurforts Nähe zu bleiben bis zu seinem Tode, den der Arzt mit jeder Stunde voraussah.

„Bewahret die Blätter meines in Italien geführten Tagebuches als Familienangedenken,“ sagte Nurfort, „als Erinnerung an einen Unglücklichen, dem aber das Unglück doch noch zum Heile ausschlug ... wenn ihr es betrachtet, so gedenket meiner ohne Groll! So lange die Erde steht und Menschen auf ihr wandeln, so lange wurde geirrt, gesündigt, — aber die Liebe, die vom Himmel stammt und sich ausgoß in Jene, die eines guten Willens sind, hat den Weg zur Sühne gezeigt.“

„Lieber Vater! heilig wird uns Dein Andenken sein und Dein Name soll nie fehlen in unsern Gebeten! —“

„Habet Dank dafür.“

Rospignoli trat ein mit einem Herrn . . .

„Banquier von Gelde!“

„Ah! lieber Banquier,“ sagte Nurfort, „wir haben noch Einiges zu ordnen . . . Außer den Stiftungen, für die ich Ihnen die Baarschaften angewiesen, möchte ich noch — da Emanuel nicht erben kann und Ricke nur einen geringen Theil meiner Habe nehmen will — irgend ein verdienstliches Werk thun. Lieber Emanuel! Ein schöner Gedanke war's in alten Zeiten, Dotationen zum Bau einer Kirche zu machen .. ich möchte wohl mit der Hoffnung hinübergehen, daß von dem durch meiner Hände Arbeit Erworbenen ein Gotteshaus errichtet wird. Ist in eurer Gegend nirgends ein Kirchlein nothwendig?“

„Wohl, Vater . . . im Dorfe Niederwald, wo Altenweis, der Freund Deiner Kindheit, lebt . . .“ Emanuel schwieg von dem Unglücke, das diesen Mann getroffen, um des Vaters Herz nicht zu beschweren.

„Gut! Dort soll die Kirche gebaut werden. Sie, Herr von Gelde, werden den Verkauf meiner Ansiedlung in Amerika betreiben und dem Baumeister, welchen Emanuel hiezu bestimmen wird, die nöthigen Papiere anweisen . . .“

„Ganz wohl.“

Der Banquier entfernte sich.

„Wie erfreut mich der Gedanke an das Kirchlein!“ sagte Nurfort.

„Es soll mein Erstes sein nach seiner Einweihung,“ erwiederte Emanuel, „eine Messe für Dich dort zu lesen.“

„Gott segne Dich dafür. Und möchten ja doch Viele, wenn sie hinblicken auf das Kreuz, das vom Thurme glänzt, daran denken, daß es unser vorzügliches Bestreben sein soll, nach Gottes Gebot zu wandeln, daß eine von Gott abgelöste Welt in Finsterniß versinkt... Gott war es, der ausrief: ‚Es werde Licht!‘ Und es ward Licht! Und dieses Licht strömt aus vom Kreuze... Du, Emanuel, predigst ihn, der an demselben starb! Du predigest Christum den Gekreuzigten, ‚den Juden ein Aergerniß und eine Thorheit den Heiden!‘ O möchtest Du im Geiste Dessen predigen, der diese Worte sprach!“

Emanuel kniete nieder am Bette und benetzte die Hand des Vaters mit seinen Thränen.

„Gottes Segen über euch! — Leb' wohl, Emanuel! leb' wohl, geliebte Schwester! Gott sei mir gnädig!“ Das waren seine letzten Worte — Nurfort war nicht mehr!...

Es war nun die traurige Aufgabe Emanuels, für die Bestattung des Vaters zu sorgen. Er wurde auf dem Währinger Friedhofe beerdigt.

Rospignoli, für seine Treue schon bei Lebzeiten Nurforts reichlich entschädigt, begab sich in sein Vaterland.

Emanuel wallfahrtete mit Ricke nach Maria-Zell, um dort dem Schutze der Gnadenmutter sich zu empfehlen, damit er die Kraft besitze, so zu leben, wie es der sterbende Vater gewünscht und geglaubt.

Arnold von Gelde, der in allen Theilen der Welt Geschäftsverbindungen hatte, machte die Kapitalien für

den Kirchenbau baldigst flüssig, und jetzt steht auf einem Hügel, hart an der Krampe, ein liebliches Gotteshaus mit weithinschimmerndem Thurme — von dem Volke das „Amerikanerkirchlein" genannt.

Zehntes Kapitel.

Die Krone des heil. Stefan.

Ein großes Unglück ist die ungezähmte Leidenschaft. Wohl ist sie im Stande, Ungewöhnliches, ja Großes zu vollbringen — nie aber mit gerechter Würdigung der Verhältnisse, noch weniger mit billiger Rücksicht auf Andere. Besteht diese Leidenschaft nun im Ehrgeiz, in der Herrschsucht — wehe dann der Gesellschaft, in der ein Mann mit solcher Gluth im Herzen zu Macht und Ansehen gelangt! Er wird lieber tausendfachen Jammer und das Elend des Bürgerkrieges über das Vaterland heraufbeschwören, als daß er die wilde Leidenschaft in seinem Busen zügelte! Ihm schwebt nur das Eine Ziel vor Augen — seine eigene Größe! Herrschen will er — und sollte er auch über Berge von ermordeten Brüdern klimmen müssen! In seinem Innern ist das Gefühl der Menschenliebe erstorben und die schöne Flamme des Patriotismus ist darinnen erloschen — je mehr er sich damit brüstet, desto weniger besitzt er davon — wann liebte ein ehrgeiziger Egoist jemals ein Vaterland? — Armes Volk, das ihm Beifall zu-

jauchzt, wenn er Begeisterung für dessen Wohl heuchelt und das ihn auf den Händen trägt, wenn er schöne Reden gehalten und sehr viel versprochen hat! Wann wirst du denn endlich erkennen, daß hiezu mehr nicht als eine glänzende Rednergabe und ein falsches Herz gehört? Immer nur dann erst, wenn du diese bittere Erfahrung mit deiner Habe und dem Blute deiner Kinder bezahlt hast?!

Ludwig Kossuth war ein solcher Mann, der das Vertrauen einer edlen Nation täuschte und, um seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, ein reiches und schönes Land an den Abgrund des Verderbens brachte. Er verstand es, wie Keiner, durch glänzende Reden eine Versammlung so hinzureißen, daß sie wie verblendet, wie wahnwitzig gegen Alles anstürmte, was er verwarf und Alles mit Liebe umfaßte, was er gut nannte. In der That, er konnte schwarz als weiß und weiß als schwarz bezeichnen und Jeder schwor, daß es so sei, wie er gesagt! Der römische Advokat Cicero — pater patriae — welcher Verbrecher zu redlichen, unschuldigen Menschen umredete — gegen Kossuth war er doch ein Lehrling. Dazu kam noch, daß Cicero am Ende doch, wenn auch unfreiwillig, sein Leben hinopferte, während der ungarische Finanzminister und Agitator mit dem geraubten Gute eines betrogenen Volkes entfloh, während die von ihm Verführten ihre Schuld mit dem Tode oder der Gefangenschaft büßten.... Welche jämmerliche Travestie auf einen Cäsar oder Macbeth! —

Durch das Recht der Verträge, welche in der „pragmatischen Sanktion“ für ewige Zeiten legitimirt

wurden, war die Krone des heil. Stefan ein Erbgut der habsburgischen Dynastie geworden und das Königreich Ungarn mit der österreichischen Monarchie unlösbar verbunden. Daß diese Vereinigung mit dem österreichischen Länderkomplexe den Ungarn die Verpflichtung auferlegte, an den gemeinsamen Staatslasten Antheil zu nehmen, ist eben so begreiflich, wie es unbegreiflich ist, daß sich dagegen ein Widerspruch erheben konnte. Freilich! Man wollte eben nicht vereinigt sein mit dem Reiche. Die stolzen Magyaren wollten einen Staat im Staate bilden, wollten die Vernichtung der Einheit, ohne welche jedes Reich zerfallen muß. In den stürmischen Zeitläuften, in welche unsere Erzählung fällt, erreichte dieses beklagenswerthe Streben den höchsten Grad. Der Anstoß wurde gegeben auf dem Landtage von 1847, auf welchem Kossuth durch seine fanatischen Reden die Deputirten zu fast rasendem Taumel fortriß. Ach! Die begeisterten Männer erkannten nicht, was der Agitator wollte! Ihm schwebte ein Siegespreis vor Augen, der den Ungarn das Höchste ist, was sie geben können — die Krone des h. Stefan. — Anfangs bahnte man segensreiche Reformen an, und mit löblicher Entsagung schickten sich die bisher außerordentlich privilegirten Magnaten an, ihrer barbarischen Wirthschaft ein Ende zu machen und auch die untern Klassen der Bevölkerung, die „misera contribuens plebs“, in die „angebornen Menschenrechte“ einzusetzen. Allein man ging bald weiter und forderte ein eigenes Ministerium, ja sogar eine selbstständige auswärtige Politik und ausschließliche Herrschaft der ungarischen

Sprache, mit einem Worte Magyarisirung eines Landes, dessen Bevölkerung kaum zum dritten Theile magyarisch ist, während die übrige, weitaus größere Bewohnerzahl Deutsche, die schon vom Könige Geysa II. aus Flandern, Elsaß und andern deutschen Gegenden berufen wurden, Slowacken, Ruthenen, Kroaten, Slovenen, Serben, Raitzen, Walachen, Wenden, Bulgaren, Zigeuner, Albanesen, Armenier und Juden bilden. Und diese überspannten Forderungen wurden zum größten Theile — gewährt. Wie mochte sich Palmerston in's Fäustchen lachen, als er beim Frühstücke sitzend die Triumphe seiner Hetzpolitik in den Zeitungen las! Palmerston? Ja, Palmerston! — Es wurde nun ein verantwortliches ungarisches Ministerium zusammengesetzt und zwar wurde Graf Ludwig Batthyani Präsident desselben; Fürst Esterhazzy Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Szemere Bertalan des Innern, ein ausgezeichneter Schriftsteller, Redner und Gesinnungsgenosse des Agitators; der berühmte Patriot Franz Deak Minister der Justiz; der tapfere und gewandte Meszaros Lázár des Krieges; der Dichter des „Dorfnotär", Josef Eötvös, des Kultus; Gabriel Klauzal des Handels; der edle, geistvolle, aber für die Engländer schwärmende Graf Szechenyi Istvan, ein politischer Gegner Kossuths, des Ackerbaues, um welchen er sich schon in frühern Jahren wie überhaupt um die Industrie des Landes durch Einführung englischer Maschinen, so wie durch Gründung des Nationalmuseums verdient gemacht hatte. Die Finanzen, natürlich! übernahm Ludwig Kossuth ....

zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe (!!) wurden noch außerdem Franz von Pelßky und Paul Nyari berufen. Das ungarische Ministerium fing nun zu regieren an. Allein man hatte vergessen, die übrigen Völkerschaften zu fragen, ob sie sich in die neue Ordnung der Dinge fügen wollten. Da zeigte sich nun eine kleine Schwierigkeit. Die Serben standen auf für ihre nationale Freiheit, wählten einen Patriarchen und einen Woiwoden und griffen im Interesse des Kaiserhauses (!) die kaiserlichen Truppen an, welche als in Ungarn sich befindend dem ungarischen Ministerium unterworfen waren, also gegen die kaiserlich gesinnten Serben streiten mußten. Der tapfere Banus Freiherr von Jellachich stellte sich an die Spitze der Kroaten und mit einem aus den regulären Grenzregimentern verschiedener Völkerschaften bestehenden Heerhaufen kämpfte er glücklich gegen den Willen der Regierung für seinen kaiserlichen Herrn. — Demnach war auch in Ungarn der Bürgerkrieg ausgebrochen.

Zwischen der Donau und der fischreichen Theiß dehnt sich ein weites, mit Sümpfen bedecktes Gebiet aus, mit nur wenigen Städten und Ortschaften ohne genügende Straßen und brauchbare Wege. Tiefes Schweigen lagert sich gewöhnlich über dieses nur von unbedeutenden Hügelketten unterbrochene Flachland, nur zuweilen durch das Gekreische aufsteigender Sumpfvögel oder das Klappern der Störche, die sich zahlreich zwischen dem Röhricht aufhalten, unterbrochen .... eine unbeschreibliche Oede und melancholische Eintönigkeit! Der Genius der Menschheit schwebt still und trauernd

über diese Stätten hin. Im Schilfe flüstert es wehmuthsvoll wie Klagen abgeschiedener Geister. Da liegen Tausende begraben, die theils im wüthenden Kampfe hingemordet, theils von den Flammen verzehrt, theils unter den scheußlichsten Peinigungen langsam zu Tode gemartert wurden. Einen Schleier darüber? — Nein! Was geschehen ist, gehört der Geschichte an und will man von ihr lernen, so muß man sie vernehmen.

Bei der für uneinnehmbar geltenden Festung Peterwardein beginnt ein drei Klafter breiter, gerader Doppelwall, welcher die Gestade der Donau mit denen der Theiß verbindet. Durch Bastionen und Pallisaden stark und dauerhaft gemacht, bietet er fast unüberwindliche Positionen denjenigen dar, die ihn zum Ausgangspunkte kriegerischer Operationen machen. Es sind die berühmten Römerschanzen, deren Ursprung aus den Zeiten des römischen Kaisers Diocletian hergeleitet wird. Diese Schanzen hatten die Serben inne mit einer Streitmacht von beiläufig 20,000 Mann, mehreren Kanonenbatterien und einigen tausend Lanzenreitern, die der Metropolit von Karlowitz auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Fahnen mit der Aufschrift: „Kommt, Brüder, im Namen Gottes, nur Eintracht soll herrschen! Es lebe die serbische Freiheit!“ — flatterten von den Wällen. Den serbischen Kriegsschaaren stand eine ungarische Armee gegenüber, die zur Hälfte aus regulärer Infanterie, zur Hälfte aber aus Freiwilligen und Mobilgarden bestand. Dazu kam noch eine Kavalleriemacht, aus Husaren, Uhlanen, berittenen Jazygen und

Kumanen gebildet. Der Kampf wurde mit größter Erbitterung und abwechselndem Glücke geführt.

Die Schlacht bei Perlaß wüthete. Einer heftigen Kanonade folgte ein lebhafter Sturm auf die Schanzen, indeß in der Ebene einzelne Reitergefechte stattfanden. Eine Husarenschwadron sprengte über die Fläche, von Arpad Magany befehligt, der seit dem Ausbruche der ungarischen Revolution sich in der Heimath befand und in der Meinung, für den Kaiser-König zu kämpfen, seinen Kriegsdienst fortsetzte, während sein Vater einen Posten beim Kriegsministerium in Pesth angenommen hatte und sich mit seiner Gattin daselbst aufhielt. Nichts ist imposanter, aber auch furchtbarer, als eine Kavallerieattaque. Der wilden Meute gleich ziehen sich die Reihen daher und Staub wirbelt auf und je näher sie kommen, desto donnerähnlicher wird das Getöse und die Erde bebt unter den Hufschlägen der feurigen Rosse. „Dorthin!“ rief Arpad und deutete mit dem Säbel auf eine Abtheilung Serben, die mit mehreren Bagagewägen dahinzogen, beim Anblick der ansprengenden Reiter jedoch schnell ein Carré bildeten. Milosch Stolpowitsch, der Schwager des Baron Emerich von Magany, führte sie an. Es war ein ziemlich bejahrter Mann von kräftigem Gliederbaue und stolzen, trotzigen Zügen, die durch einen gewaltigen Schnurrbart nichts von ihrer Herbe einbüßten. Er war serbisch gekleidet, mit Pluderhosen und reichverzierten Gamaschen und einer goldgestickten Jacke. Im Gürtel hatte er mehrere Pistolen und einen gewaltigen Handschar stecken. Ein rother Feß mit blauer Strähne vervollständigte

den romantischen Anzug. „Zusammengehalten — Leute!“ sagte er, — „und gekämpft bis zum letzten Mann, da wir die Schanzen nicht mehr erreichen können, bevor nicht diese magyarischen Roßknechte über uns hergefallen sind. Es lebe die serbische Freiheit!“ brüllten seine wilden Genossen und spannten die Hähne ihrer Büchsen, um den Feind mit einer Salve zu empfangen. Als die Husaren auf Schußweite herangekommen waren, knackte und dröhnte es und mehrere Reiter stürzten wohlgetroffen von den Pferden. Aber die Trompete klang und rief zum Angriff. Arpad voran feuerte die Soldaten an und im Galopp, mit gezogenem Säbel, jagten die ungarischen Krieger herbei. Entsetzlich war die Wucht des ersten Angriffs und kaum konnten die Serben widerstehen. Aber Milosch hielt sie zusammen. „Der Teufel möge die Mutter desjenigen holen, der nur einen Augenblick zaudert, für die Woiwoden zu sterben! — Beim heiligen Gott! Brüder, laßt euch nicht aus euerer Stellung drängen! Sonst seid ihr verloren!“ Und sie thaten, was möglich war — wenn Einer fiel, so rückten die andern zusammen, während sie bemüht waren, die anstürmenden Husaren abzuhalten, bis ihnen eine Hülfe käme von den Schanzen her. Aber sie kam nicht und immer mehr schmolz die Schaar der Tapfern. Plötzlich ließ Arpad zum Rückzug blasen und in Sturmeseile sprengten die Reiter davon. „Die Kerle fechten wie die eingefleischten Teufel!“ sagte Arpad zu dem neben ihm reitenden Kerményi János, der ebenfalls Husar geworden, aber mit Bewußtsein für die Zwecke des Agitators kämpfte. „Warum ließen

Sie Retour machen?" fragte dieser. „Weil ich sie durch einen zweiten, gewaltsamern Angriff niederreiten lasse." Bald hatten sich die Reiter gesammelt und in enggeschlossenen Reihen sprengten sie abermals gegen die Serben an, die, zum Tode ermüdet, schon gedacht hatten, daß sie befreit seien. „Verflucht, tausendmal verflucht seien diese ungarischen Hunde!" — schrie Milosch und schwang in wildem Grimme seinen Handschar — „so wollen wir denn sterben, aber theuer erkaufen sollen sie unser Blut! Brüder! Schaaret euch um mich! Schauet kühn dem Tod in's Angesicht! Seit Jahrhunderten kämpft unser Volk für sein Recht und seine Freiheit und Ströme von Blut hat es dafür vergossen. Wir wollen der Nation keine Schande machen. Auf! Zum Tode!" „Zum Tode! Zum Tode!" tönte es wie aus einem Munde. Schon waren die Husaren da. Nun folgte eine grauenhafte Scene. Die Serben umklammerten die Pferde der Feinde und suchten die Reiter herabzuziehen und auf dem Boden liegend verbissen sie sich noch mit den Zähnen und, zerfleischt, zertreten, sterbend, wollten sie nicht ablassen vom Kampfe, bis das Auge im Tode erlosch. Noch lebte Milosch — unversehrt ragte seine Heldengestalt aus dem kleinen Häuflein seiner Genossen auf.... Arpad sprengte heran, um mit ihm den gewaltigen Strauß zu bestehen. Da hielt er auf einmal sein Pferd zurück und rief: „Wie? Darf ich meinen Augen trauen? Bist Du nicht Milosch Stolpowitsch, meiner Mutter Bruder?" „Wohl bin ich der!" antwortete Milosch mit düsterm Blick. — „Und Du kämpfst gegen

die Soldaten des Königs?" „Des Königs?" rief Milosch — „schändlicher Heuchler! Pfui über Dich. Schande bringst Du dem Andenken meiner Schwester, daß sie einen Verräther an Dir gebar!" Arpad zuckte zusammen. Wuth und Scham füllte seine Seele. In diesem Augenblicke traf eine Kugel sein Pferd und er stürzte. Indeß ritt Kerményi auf Milosch zu, der seine Pistole auf ihn abfeuerte, aber fehlte. Ein hitziger Kampf entspann sich zwischen Beiden. Der Säbel des Husaren konnte den gewaltigen Streichen des Handschar kaum Stand halten, aber ein dem fast besiegten Kerményi zu Hülfe kommender Reiter schlug dem ermattenden Milosch die Waffe aus der Hand, so daß er wehrlos dastand. Und schon traf auch der Säbel Kerményi's sein Haupt. Er fiel zu Boden. „Um Gottes Willen! Haltet ein!" tönte Arpads angstvolle Stimme, der ein zweites Pferd bestiegen hatte und herzukam — „es ist mein Oheim!" Aber es war zu spät. Milosch schwamm in seinem Blute. Das brechende Auge war starr auf den Neffen gerichtet, der seinen Leuten Halt! gebot, vom Pferde sprang und an der Seite des sterbenden Serben niederkniete. „Es ist die letzte Schlacht, die ich gegen Brüder geschlagen!" sagte Arpad traurig und ergriff die Hand seines Verwandten. „Ich schwöre es hier! Mit Schaudern wende ich mich ab von den Greueln des Bürgerkrieges. Milosch! Versöhnung im Tode!" „Lebe wohl!" sprach Milosch mit schwacher Stimme. Es durchfuhr seinen Körper wie ein elektrischer Strom —

ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust und — er war todt. —

An demselben Tage noch wurden die Schanzen nach verzweiflungsvoller Gegenwehr der Angegriffenen erstürmt und das Lager der Serben in Brand gesteckt, so daß die aufflammende Lohe den Luftkreis blutroth färbte, ein schaudervolles Symbol der entsetzlichen Ereignisse, die noch hereinbrechen sollten über das unglückliche Land des heil. Stefan.

Eilftes Kapitel.

Verschiedene Wege.

Arpad reiste nach Pesth. Es war ihm gelungen, eine Botschaft an das Kriegsministerium daselbst überbringen zu dürfen. Diese Gelegenheit wollte er gleich benützen, um seinen Abschied zu verlangen und sich von den politischen Bewegungen zurückzuziehen, da er bereits einsah, wohin dieselben zielten.... Als er in die Wohnung seines Vaters kam, fand er Flora allein. Sie war ganz schwarz gekleidet und sah sehr leidend aus. Bei seinem Eintritte erheiterte sich ihre Miene etwas. „Wo kommst Du her, lieber Arpad?" fragte sie. „Wir wähnten Dich tief im Getümmel der Schlachten!" „Ich komme," antwortete Arpad, „um Depeschen vom Kriegsschauplatze zu übergeben — und zugleich meine Entlassung zu nehmen."

„Wie, Arpad? — Doch nein! Thu' es nicht, Du beleidigest sonst den Vater auf das Tiefste, er ist stolz auf Dich, er spricht schon davon, Dir eine Commandantenstelle zu verschaffen."

„Ich danke; ein Krieg wie der unserige ist ungerecht und so abscheulich, daß ich meine Hände ferner nicht mit Blut beflecken mag. Man kämpft nicht mehr für den Kaiser, Mutter!"

„Ich weiß es . ." Sie versank in tiefes Sinnen.

„Du bist so bleich und traurig," sagte Arpad, nachdem er sie eine Weile still betrachtet hatte.

„O Arpad! Wenn Du wüßtest, was ich leide! Wenn Du wüßtest, was ich dulden mußte, seit Du uns verlassen, Du hättest Mitleid mit mir."

„Ist der Vater noch immer so hart gegen Dich?"

„Hart? Wenn er das nur wäre! Er peiniget mich. Ich soll eine Magyarin werden, soll seine wilden Gesinnungen theilen und meine Nationalität verläugnen. Du weißt nun, Arpad, daß ich begeistert bin für deutsche Kunst und deutsches Leben, daß meine deutschen Dichter, die ich so eifrig las, mein Gefühl dafür nur erhöht und vergeistigt haben; wie könnte ich meinem Vaterlande untreu werden? Es wäre mir der Lebensnerv abgeschnitten."

„Ich begreife das!"

„Seht, wie ungerecht ist's, wenn ihr Magyaren Allem, was deutsch ist, so feindselig entgegentretet, während ihr doch in unserm Lande in euerer Tracht stolz einherschreitet und Euch überall damit brüstet, Ungarn zu sein! —"

Arpad sagte nichts.

„Magany ist unmenschlich gegen mich! Arpad, sieh in Deiner Mutter eine junge Frau mit einem Herzen der Liebe und schöner Gefühle fähig, geeignet in einer gemüthlichen Lebenssphäre mit Geist und Feinheit sich zu bewegen, siehe dieselbe verdammt zu einem freudelosen Dasein! Ich werde nicht lange mehr leben! Ich ertrag' es nicht!“ — Sie weinte.

„Ich theile Deinen Schmerz — doch was kann ich thun?“

Der Freiherr trat ein. Er strahlte von Gold. In seiner prächtigen Kleidung und dem überstolzen Ausdruck seiner Miene war er eine überraschende Erscheinung. „Ah! — Da bist Du ja schon!“ sagte er. „Ich hab' es schon vernommen, daß Du kommst! Hast Dich brav gehalten bei Perlaß! Es steht ein Avancement in Aussicht, Arpad!“

Diese Freundlichkeit entwaffnete auf einen Augenblick die Energie Arpads .... ein leiser Zweifel stieg auf in seiner Seele — es begann ein kurzer Kampf, doch überwand er schnell diese Stimmung. „Vater, einige Worte im Vertrauen möchte ich mit Dir sprechen!“

„Gut, komm' in mein Kabinet.“

Vater und Sohn standen sich gegenüber.

„Vater! Was hältst Du vom jetzigen Kriege?“

Baron Emerich lachte. „Welche Frage? Er ist gut für uns.“

„Die Serben und Kroaten kämpfen nicht bloß für ihre Autonomie, sondern auch für den Kaiserthron!“

„Es sind Hunde. All die scheußlichen Grausam-

keiten, die sie in Weißkirchen und an andern Orten begingen, geschahen sie auch des Kaiserthrones wegen? Daß sie die Schwaben aufknüpften, an die Hausthüren nagelten, verbrannten, Weiber und Kinder metzelten — nun, es ist schlecht!. aber es waren Schwaben; daß sie es aber den Magyaren ebenso machten, das verdient Züchtigung. Wir werden sie zertreten, wie elendes Gewürm!"

„Es ist wahr; schändlich ist, was sie gethan haben, aber hat man sie nicht mit Füßen getreten und ihre Freiheit vernichtet? Sie haben sich gerächt dafür."

„Ein Diebs- und Lumpengesindel rächt sich nicht! Sie verstehen nicht, was das ist ‚Rache'."

„Sie sind unsere Brüder! Wir sollten sie versöhnen und Hand in Hand mit ihnen zum Kaiser-König halten!"

„Zum Kaiser-König? Der wird bald am Ende seiner Herrschaft in unserm Lande sein!"

„So? Also darauf ist's abgesehen? Offene Empörung und Abfall!"

Emerich machte eine verächtliche Miene. „Wir werden die österreichische Dynastie der ungarischen Krone für verlustig erklären! Dann werden wir uns einen eigenen König wählen und Ungarn wird ein selbstständiger Staat sein! Das ist die Idee Kossuths und auch meine. Sie soll auch die Deinige sein, Arpad! Schließe Dich mit vollem Herzen den neuen Anschauungen an und ein glänzendes Loos soll Dir zu Theil werden!"

„Nein, Vater! Ich bin kein Verräther. Es ist gegen mein Gewissen, dem legitimen Fürsten den Gehor-

sam zu brechen und den Eid der Treue. Zwar sind die Ungarn meine Brüder — daher werde ich nicht gegen sie kämpfen, ich kann aber auch nicht gegen den Kaiser kämpfen — mithin werde ich den Kriegsdienst verlassen. Uebrigens glaube ich, daß ein solches Bestreben, wie Du andeutest, kein gutes Ende nehmen wird. Ungarn wird bald einsehen, daß es betrogen wurde, und nur um so fester wird dann das Band sein, das es mit dem Kaiserhause in Wien verbindet.“ —

„Hölle und Teufel!“ fluchte der Baron. „Hab' ich einen solchen Hund an Dir erzogen? Du schändest das Blut der edlen Magany!“

„Vater! Greife meine Ehre nicht an. Ich habe Dich stets geehrt, wie es einem guten Sohne ziemt. Ich gehorche Dir in billigen Dingen. Hier kann ich nicht. Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich es thäte. Zudem habe ich auf blutigem Schlachtfelde, als ich dem Bruder meiner Mutter, Deines ersten Weibes, Vater! in's brechende Auge sah, gelobt, meine Hände nicht zu beflecken mit dem Blute meiner Mitbrüder.“

„Gut! Gehe .... mir aber darfst Du nicht mehr unter die Augen kommen!“ Damit kehrte er sich um, und ging in's Nebenzimmer.

Arpad wollte noch einige Worte sprechen — aber das beleidigte Ehrgefühl hielt sie zurück. Er ging. Kaum war er fort, als der Freiherr fluchend und mit zornglühendem Antlitz auf Flora losrannte, die vor Schreck zusammenbrach und auf ein Sopha halbohnmächtig niedersank. „Elende,“ rief er. „Glaubst Du,

ich weiß nicht, wer hinter Arpads Entschlüssen steckt? Du bist's, verächtliche Schwabenmetze! Aber ich werde Deinen Eigensinn brechen und Deine Falschheit zu Schanden machen! Merke Dir's!"

Flora verhüllte ihr Antlitz mit den zarten, abgemagerten Händen. Sie vertheidigte ihre Unschuld nicht, sie schwieg.

„Du meinst, durch trotziges Schweigen mir zu opponiren? Ich werde Dich peitschen und zum Hause hinausjagen, Verrätherin! Daß ich dieses deutsche Unkraut in meine Familie aufnehmen mußte!

Flora ermannte sich. Sie sprang auf und warf ihm einen flammenden Blick zu. „Ich habe Dich nicht gebeten, mich in Dein Haus aufzunehmen! Ich bin es satt, mich von Dir martern zu lassen. Makellos ist meine Ehre und mein Name hat einen guten Klang für Solche, die keine Barbaren sind, wie ihr! Ich werde Dir nicht länger lästig fallen, sondern Dich verlassen und nach Hohenschau gehen, bis Du gerechter gegen mich sein wirst."

„Das kannst Du thun, wenn Du willst!"

Damit warf er seinen reichverbrämten Pelzmantel um, stülpte die mit Kokarde und Feder geschmückte Magnatenmütze auf den Kopf und entfernte sich rasch. Flora aber sank auf ihre Kniee nieder, schlug im tiefsten Schmerze die Hände zusammen und bejammerte ihr unglückseliges Loos.

Zwölftes Kapitel.

Die sociale Frage.

Welch' schroffe Gegensätze gibt es doch in der Welt! Hier Reichthum, Glanz, Gold und Edelsteine — dort Armuth, Niedrigkeit, Schmutz und Lumpen; hier die Freuden einer reichbesetzten, ausgesuchten Tafel, luxuriöse und rauschende Vergnügungen ohne Zahl, mit einem Worte, alle Genüsse, welche das Leben nur zu bieten vermag — dort Hunger, Elend, Jammer und Noth; hier die Großen, die Mächtigen und Reichen der Erde — dort das Proletariat in seiner bedenklichsten Gestalt! — Und wie oft ist es schon versucht worden, diese Contraste auszugleichen, die sociale Frage zu lösen! Wie mannigfaltig aber auch die Wege waren, welche die Weltverbesserer zu diesem Ziele einschlugen, sie führten alle abseits. — Gibt es also wirklich keine Brücke, welche diese durch eine so tiefe Kluft geschiedene Stellungen verbinden kann? —

Am 23. August 1848, um 2 Uhr Nachmittags, bewegte sich in Wien ein sonderbarer Zug vom untern Prater gegen die Jägerzeile herauf. Es waren Arbeiter und Arbeiterinnen in großer Menge; sie trugen theils grüne Zweige, theils schwarze Fahnen und sangen Trauerlieder, als ob sie einen Todten bestatteten. Und in der That! Es wurde eine Bahre gebracht und eine Gestalt, mit abgetragener Kleidung überzogen, lag darauf. Bei näherer Betrachtung gewahrte man jedoch,

daß die Leiche nichts anders als eine Strohpuppe war. „Wer wird denn hier begraben?“ fragte ein Vorübergehender eines von den Mädchen, welche sich so zahlreich an der Leichenfeier betheiligten. „Ei!“ sagte sie, „wissen Sie das nicht, junger Herr? Es ist ja der Minister Schwarzer, der an den fünf Kreuzern erstickt ist, die er uns vom Lohne abzog.“ „Ein sauberer Minister der öffentlichen Arbeit!“ rief ein Mann mit einem Knotenstock, eine zerlumpte Herkulesgestalt, die wir schon von den Maibarrikaden her kennen — der Arbeiter Köpfer — „Ein Lump ist er. Nicht wahr, Patakowic?“ „Freilich wohl!“ antwortete der ehemalige Hausmeister, der jedoch seines wilden Lebens wegen den Dienst verloren hatte und unter „die Arbeiter“ gegangen war. „Er verdiente eigentlich, daß man ihn“ — Patakowic machte eine eigenthümliche Handbewegung — „um ihn dann wirklich begraben zu müssen.“

„Wisset ihr, Leute, was der Schwarzer gesagt hat,“ schrie Köpfer — „als die Deputation bei ihm war und ihn um die Zurücknahme des neuen Gesetzes, welches den Arbeitslohn herabsetzte, bat? Wisset ihr das?“

„Nein; was hat er denn gesagt?“

„Er hat gesagt, daß er lieber zehntausend Arbeiter niederschmettern lasse, als Einen Kreuzer mehr zahle.“

„Ist das wahr? Nieder mit ihm! Hoiho! Hoiho!“ Und mit wildem Gebrülle schwangen die Leute die Fahnen und drohten mit den Knütteln. „Da sind sie gleich da,“ fuhr Köpfer fort, „die hohen Herren, mit

dem ‚Dreinfeuern' auf's arme Volk, wenn man Etwas zu leben haben will. Sind wir denn geringer als das Vieh, daß man uns nicht einmal das tägliche Brod gibt? Sind wir nicht auch Menschen, wie sie? Und geben unser Herzblut hin, und unsere Kinder lassen wir unter das Militär stecken, und was geben sie uns dafür? Pulver und Blei — wenn wir nicht ruhig verhungern wollen! Sie begehren Alles für sich, Ehre, Geld, Freiheit und angenehmes Leben — wir begehren nur Brod, und deßhalb wollen sie uns niederschießen. Tod und Hölle! Das soll nicht mehr so fortdauern." „Nein, Nein!" schrie der Haufen, und wüthendes Gejohle durchdrang die Luft. „Was ist das?" fragte plötzlich ein Weib, — es war Frau Anastasia Neßhorn, die nicht aus Armuth, wohl aber aus Sympathie für ein Fabrikmädchen, das sie auferzogen und unterstützt hatte, sich unter der aufrührerischen Menge befand. „Der Teufel!" rief Patakowic, „die Sicherheitswache!" „Mir scheint, die Schwarzerei fängt schon an!" scherzte ein Bursche. Indeß kamen wirklich die Sicherheitswachen und wollten die Leute bewegen, auseinander zu gehen. „Nichts da!" sagte Köpfer, „unsere Geduld ist zu Ende. Vorwärts, Leute!" „Vorwärts!" brüllte es und der Zug bewegte sich langsam weiter. Die Wachen zogen sich zurück, erschienen aber bald wieder mit Verstärkung. Auch zwei Kompagnien Nationalgarden waren zum Ausrücken befehligt worden. Da Herr von Krapferl, der beste Freund der Frau von Henderl, unglückseliger Weise in jenem Bezirke wohnte, so mußte er als Garde an der kriegerischen

Affaire Theil nehmen — er, der, wie Frau von Krapferl mit nassen Augen sagte, über eine todte Fliege Thränen vergießen konnte und durch reichliches Almosen zur friedlichen Lösung der socialen Frage nach Kräften beitrug. Ihm war schon die Uniform ein Greuel und zagend faßte er die Flinte wie ein giftiges Thier an. „Oh!“ seufzte er, als ihm mit einer Katzenmusik und mit Fenstereinwerfen gedroht wurde, wenn er nicht in die Garde trete, „so muß ich, das Prototyp eines friedlichen, gemüthlichen Wieners, mich selbst in Belagerungszustand versetzen? Ich gleiche ja einem lebendigen Pulverthurme! Wie leicht können die Schießmaterialien in der Patrontasche losplatzen und der arme Krapferl durchirrt, grausam in Stücke zerrissen, die Lüfte!“ Aber seine Klagen halfen nichts — er mußte „ausrücken!“ Und wie er mit fahlem Gesichte und schlotternden Knieen hinab wankte auf die Straße, da wurde er selbst von einem Juden, — dem Herrn Beiteles — verspottet, welcher von einem wohlverwahrten Fenster aus den Arbeiterkrawall betrachtete, um eine „Originalkorrespondenz“ darüber zu schreiben.

Die Arbeiter hatten sich unterdeß zurückgezogen, da sie der bewaffneten Macht keinen erheblichen Widerstand leisten konnten. Sie wurden aber verfolgt und niedergemetzelt. Man wollte dem Pöbel Energie zeigen. „In's Wasser mit dieser Brut!“ hörte man rufen. „Dieses Gesindel ist für den Galgen reif!“ Die Fliehenden zerstreuten sich in den Gesträuchen des Praters oder verbargen sich hinter Hütten und Planken. Da sich das Gerücht verbreitete, daß beim „Tabor“ neue

Massen von Arbeitern sich sammelten, so zog die Sicherheitswache sammt der Nationalgarde an dem Nordbahnhofe vorüber, der „Linie“ zu. In der Nähe des Bahnhofes befanden sich Köpfer, Patakowic, die Frau Neßhorn und andere solche Leute, welche Steine auf die Wache warfen, sie auspfiffen und verhöhnten. Wüthend stürzten nun die Bewaffneten über sie her. „Wehrt euch tapfer!“ schrie Köpfer. „Es ist besser, wir sterben im Kampfe, als vor Hunger!“ „Habt ihr denn kein Erbarmen mit uns,“ rief Frau Neßhorn, „ihr....“ wahrscheinlich wollte sie in gewohnter Weise in specifischen Lokalschimpfwörtern sich ergießen, aber ihre Stunde war gekommen. „Kein Erbarmen! Nieder mit dem Gesindel!“ so tönte es in ihren Ohren, als ihr Auge schon die Nacht des Todes umfing und ihre schlagfertige Zunge stockte gleich dem Pendel einer plötzlich stille stehenden Uhr. Ein Kolbenschlag hatte sie getödtet. „Fluch über euch! ihr Schinderskechte, die ihr kein Herz habt für das Volk!“ Damit hob Köpfer seinen Knotenstock und schlug auf die Wachen los. Zwei Mann hatte er schon hingestreckt mit gewaltigen Hieben, und mit funkelndem Auge stand er da und feuerte die Arbeiter zum Widerstande an, als auf einmal der laute Ruf hörbar wurde: „Sie kommen vom Tabor!“ Eine ungeheure Staubwolke wirbelte auf und gräßliches Geschrei ertönte. Mit Schaufeln, Hacken, Eisenstangen und Prügeln bewaffnet eilten ergrimmte Massen Proletarier heran. Köpfer suchte nun zu ihnen zu gelangen. Aber ein Nationalgardist drang mit dem Bajonnette auf ihn ein. Der Arbeiter schlug ihm jedoch das Ge-

wehr aus der Hand und packte ihn an der Brust. Bald lagen beide ringend am Boden, und über sie hin ergoß sich die Fluth der Kämpfenden. Nach einer Weile erhob sich Köpfer wieder und brummte: „Nun, der hat für heute genug!" Dann faßte er das Gewehr des halb erwürgten Gardisten und eilte abermals in den Kampf. Die Sicherheitswache mit gezogenen Säbeln und die Nationalgarde mit gefälltem Bajonnette war den Arbeitern entgegenmarschirt und ein grauenhaftes Gemetzel hatte begonnen. Auf die verwegensten der „Rebellen" wurde gefeuert, bis sich endlich der Platz leerte, und nur Getödtete und Verwundete zurückblieben. Die Proletarier zogen sich gegen das „Universum", ein Unterhaltungslokal in der Au, zurück, um sich mit den Praterarbeitern zu vereinigen. Schon wirbelten die Trommeln der Sicherheitsmannschaft wieder, schon blitzten die Säbel der Reiter wieder durch die Staubwolken und glitzerten die Bajonnette im Sonnenstrahl. Köpfer stand auf einem Holzstoß und riß vor dem Arbeiterhaufen sein Hemd auseinander, um seine blutige, zerschundene Brust zu zeigen. „Seht ihr," rief er, „das ist der Lohn für unsern bisherigen Gehorsam und der Trost für unser Elend! Wohlan! Blut für Blut!"

Unter den Garden befand sich auch der gute Herr Krapferl, und da er nun doch einmal mitmachen mußte, so befahl er seine Seele Gott, dachte noch einmal mit Wehmuth an Frau von Henderl, an den Spieltisch und die friedlichen Gespräche daselbst — dann drückte er sein Gewehr ab und erschrack selbst über den eigenen Schuß, der zufälliger Weise seinen ehemaligen Haus-

dem er die effektreiche Composition sattsam betrachtet hatte, man schleppt die Kunst unter die Guillotine. Im wilden Taumel die Menschheit entehrender Leidenschaften will man die Musen nicht vernehmen, die begeisternden Lehren der Poesie, die erhebenden Klänge geistvoller Musik, die formvollendeten Gestalten der bildenden Künste — sie flößen keine Theilnahme ein, wenn die Politik ausschließlich die Köpfe beherrscht. Weniger der Krieg als die Revolution wirkt störend auf die Ausbildung der schönen Wissenschaften und Künste. Dennoch hat auch solche Zeit ihr Gutes .... sie wird die Menschen lehren, den Frieden und die Ordnung zu schätzen .... freilich nicht jene Ordnung, welche als den obersten Grundsatz aufstellt: Alles zu dulden, auch das absolut Schlechte, weil es herkömmlich, und deren Symbol der Zopf ist .... nein! eine Ordnung der Dinge, innerhalb deren Schranken eine große Idee aufkommen, ein welthistorischer Gedanke reifen, eine gewaltige That ausgeführt werden kann.... eine Ordnung, in der zugleich die Begeisterung für Religion, Tugend, Freiheit und Recht möglich ist.... eine solche Ordnung wird und muß den Völkern zu Theil werden .... ihr werden alle Nationen gleichmäßig zujauchzen, sie werden sie beschützen, tragen, lieben und keine Bajonnette werden hiezu nöthig sein .... Die Herzen der Bürger sind haltbarere Stützen des Gesetzes, als die Waffen der Soldaten. Dann werden auch die Künste wieder zur Herrschaft gelangen .... man wird sich wieder mit Vorliebe den

schönen Bestrebungen hingeben, die das Menschenherz läutern, erheben, erschüttern sollen. Es wird eine ‚neue Poesie‘ werden, die mit unserer moralisch verkommenen, ungläubigen, entnervenden Dichtung nichts mehr gemein hat. In jenen schönen Tagen der Zukunft wird die Kunst keine öffentliche Dirne mehr sein, die sich um schnöden Lohn verkauft — nein — im Glanze ihrer von Religion und Freiheit empfangenen Weihe wird sie strahlen — hoch über dem Treiben des Tages und doch liebevoll kündend den Menschen, was schön ist und groß. Freilich .... schreckliche Kämpfe werden bis dahin noch zu bestehen sein .... anstatt sich für diese universellen Ideen zu begeistern und zu ihrer Verwirklichung sich zu verbinden, werden die einzelnen Völkerschaften sich abschließen und dem Strome der Civilisation eifersüchtig wehren, sich in ihre Territorien zu ergießen, weil er nicht in denselben entsprungen ist .... sie werden lieber Wilde sein, als anerkennen wollen, daß es jenseits der Berge auch Leute gibt .... jeder Volksstamm wird sogar seine eigene Kanzlei im Himmel haben müssen, oder einen eigenen Herrgott! .... Doch ich scherze .... jedenfalls wird noch eine lange Nacht hereinbrechen über die Welt, bevor die Morgenröthe allgemeiner Bildung der Sonne des Völkerglückes vorausgeht, von der die größten Geister der Menschheit geträumt haben.“

„Gewiß,“ sagte Kyffhausen, der sinnend vor dem Bilde stand und seinen blonden Bart strich; „wenn deutsche Kultur, deutsches Wissen und deutsche Poesie

dem er die effektreiche Composition sattsam betrachtet hatte, man schleppt die Kunst unter die Guillotine. Im wilden Taumel die Menschheit entehrender Leidenschaften will man die Musen nicht vernehmen, die begeisternden Lehren der Poesie, die erhebenden Klänge geistvoller Musik, die formvollendeten Gestalten der bildenden Künste — sie flößen keine Theilnahme ein, wenn die Politik ausschließlich die Köpfe beherrscht. Weniger der Krieg als die Revolution wirkt störend auf die Ausbildung der schönen Wissenschaften und Künste. Dennoch hat auch solche Zeit ihr Gutes.... sie wird die Menschen lehren, den Frieden und die Ordnung zu schätzen.... freilich nicht jene Ordnung, welche als den obersten Grundsatz aufstellt: Alles zu dulden, auch das absolut Schlechte, weil es herkömmlich, und deren Symbol der Zopf ist.... nein! eine Ordnung der Dinge, innerhalb deren Schranken eine große Idee aufkommen, ein welthistorischer Gedanke reifen, eine gewaltige That ausgeführt werden kann.... eine Ordnung, in der zugleich die Begeisterung für Religion, Tugend, Freiheit und Recht möglich ist.... eine solche Ordnung wird und muß den Völkern zu Theil werden.... ihr werden alle Nationen gleichmäßig zujauchzen, sie werden sie beschützen, tragen, lieben und keine Bajonnette werden hiezu nöthig sein.... Die Herzen der Bürger sind haltbarere Stützen des Gesetzes, als die Waffen der Soldaten. Dann werden auch die Künste wieder zur Herrschaft gelangen.... man wird sich wieder mit Vorliebe den

schönen Bestrebungen hingeben, die das Menschenherz läutern, erheben, erschüttern sollen. Es wird eine ‚neue Poesie‘ werden, die mit unserer moralisch verkommenen, ungläubigen, entnervenden Dichtung nichts mehr gemein hat. In jenen schönen Tagen der Zukunft wird die Kunst keine öffentliche Dirne mehr sein, die sich um schnöden Lohn verkauft — nein — im Glanze ihrer von Religion und Freiheit empfangenen Weihe wird sie strahlen — hoch über dem Treiben des Tages und doch liebevoll kündend den Menschen, was schön ist und groß. Freilich .... schreckliche Kämpfe werden bis dahin noch zu bestehen sein .... anstatt sich für diese universellen Ideen zu begeistern und zu ihrer Verwirklichung sich zu verbinden, werden die einzelnen Völkerschaften sich abschließen und dem Strome der Civilisation eifersüchtig wehren, sich in ihre Territorien zu ergießen, weil er nicht in denselben entsprungen ist .... sie werden lieber Wilde sein, als anerkennen wollen, daß es jenseits der Berge auch Leute gibt .... jeder Volksstamm wird sogar seine eigene Kanzlei im Himmel haben müssen, oder einen eigenen Herrgott! .... Doch ich scherze .... jedenfalls wird noch eine lange Nacht hereinbrechen über die Welt, bevor die Morgenröthe allgemeiner Bildung der Sonne des Völkerglückes vorausgeht, von der die größten Geister der Menschheit geträumt haben."

„Gewiß," sagte Kyffhausen, der sinnend vor dem Bilde stand und seinen blonden Bart strich; „wenn deutsche Kultur, deutsches Wissen und deutsche Poesie

auf der ganzen Erde herrschend geworden sind, dann erst wird die Nacht der Barbarei verschwinden."

„Sie gehen ein wenig zu weit," entgegnete Arimaldi ironisch lächelnd, indem er hie und da an seinem Bilde einen Pinselstrich machte.

„Durchaus nicht; was wäre Europa, ja die Welt, ohne deutsche Kultur? Eine Wüste .... Haben nicht die Germanen ihre mühsam errungene Bildung, ihre Erfindungen, ihre national-ökonomischen Kenntnisse nach allen Richtungen der Windrose getragen, und im Norden wie im Süden, im Orient wie im fernen Amerika ihre segensvollen Ideen realisirt? Sie sind die geistigen Herren der Welt."

„Nicht so, Kyffhausen," sagte van der Moll. „Allerdings haben Deutsche die von mir bezeichneten großen Ideen zuerst gefaßt — das ist wahr! aber darum sind diese Ideen nicht spezifisch deutsch — nein! sie sind christlich, d. i. menschlich, jede Nation kann sie fassen, wenn sie es vermag über die Brillengläser der nationalen Eitelkeit, des Stolzes und der Separationsgelüste hinwegzublicken. Das beweisen jene großen Männer aller Zeiten und Nationen, jene Universalgenies, welche mit der Fackel ihres Geistes die Welt erleuchteten .... Homer und Phidias, Tacitus, Dante, Michel Angelo und Raphael, Shakespeare, Cervantes, Molière, Herder, Göthe und Schiller, und noch mancher andere .... also Ehre, dem Ehre gebührt! Welches Volk immer wahrhaft Großes leistet, dem bieten wir die Hand zum Bunde — als Geistes-

brüder, nicht als Geistesherren. Nur unsere Rechte wollen wir wahren, nicht mehr, nicht weniger...."

„Genug! euer Humanitätsgewäsche bringt mich zur Verzweiflung," rief der Professor Habakuk, der sich ebenfalls eingefunden hatte. „Das ist nun so zur Mode geworden, über Alles, ‚was Gott verboten hat' zu differiren — aber nur nichts zu thun, was der liebe Herrgott will. Ach! daß ihr doch lieber christlich wäret, statt daß ihr immer sagt: Das Christenthum ist schön. Daß ihr doch lieber human wäret, statt daß ihr die Humanität eine ‚göttliche Idee' nennt. Das ist der Fluch unserer Zeit, daß zu viel geredet und zu wenig gehandelt wird. Worte kosten nichts — aber Thaten sind theuer. Da sind mir noch die alten Staatshämorrhoidariusse lieber, als diese Freiheitsschwindler und Humanitätsschacherjuden, als diese Phrasenhelden und Zungendrescher .... nur dürfen obbesagte Staatshämorrhoidariusse nicht verrottete Aktenwürmer sein, wie z. B. dieser mir odiose Herr von Langenbank."

„Was haben Sie denn mit diesem zu thun, Herr Professor?"

„Da starb mein Nachbar Schnäpsele plötzlich und hinterließ mir einen Brief, in welchem nebst seiner Lebensbeschreibung, die eben nicht erbaulich ist, einige Anweisungen auf Pupillengelder sich befanden, welche ich für eine gewisse Marianka Fric, Schnäpsele's natürliche Tochter, die in Prag in Kost gegeben war, erheben sollte. Herr von Langenbank nun sitzt, leider Gott! in dem Departement, in welches ich mit den Rechnungen gejagt werde. Als ich eintrete, steht er, die Brille

auf der Nase, bei einem andern Herrn und plaudert mit ihm, ohne mich bemerken zu wollen. Endlich werde ich unwillig und sage: „Aber — ich bitte!“ Nun besieht er mich vom Kopf bis zu den Füßen, schreitet dann langsam und feierlich auf mich zu und fragt: „Was ist Ihr Begehr?“ Ich überreiche die Schriften. Wahrhaft ekelhaft erschien mir die unerträgliche Pedanterie, mit der er einen Fascikel um den andern so sachte als möglich hervorzog und nachsuchte .... dann legte er die Quittungen auf einen Aktenstoß und entfernte sich .... nach einer halben Stunde kommt er wieder, fragt mich um dies und das, was zur Sache gehört und was nicht zur Sache gehört, fährt mich ein paarmal grob an, da ich nicht sogleich Bescheid weiß, sieht zum Fenster hinaus, putzt die Nase, schnupft, nießt, putzt wieder die Nase, betrachtet die Rechnungen nochmals und sagt dann: „Kommen's in acht Tagen wieder!“ Bald wär' ich da aber losgebrochen und hätte gesagt: „'s war Einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing!“ aber ich beherrschte mich und ging. Nun hat er mich heute erst recht geplagt, da ich ihm meldete, daß Marianka auch todt sei. „Warum ich das nicht früher gesagt? Die ganze Arbeit sei nun vergebens .... ich sei ein indiscreter Mensch!“ Ich entschuldige mich, daß ich früher nichts gewußt habe von dem Todesfall, daß ich erst gestern Nachricht erhalten davon — da starrt er mich an und fragt: „Sind Sie nicht der Herr Habakuk?“ „Zu dienen.“ „Ah! Entschuldigen, ich habe Sie mit Herrn Weinhaus verwechselt .... Ihre Dings da hab'

ich ganz vergessen. Nun in acht Tagen. Empfehle mich bestens!" — „Das ist der Herr von Langenbank, meine Herren, der schon während drei verschiedenen Ministerien ‚redlich, zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten' dient, — und sollte alljährlich ein neues System herrschen — er überdauert sie alle — denn die Seele jeder Kanzlei ist der — Pedant."

Van der Moll sagte lachend:

„Systeme kommen — sie vergeh'n
Doch ewig bleibt — der Zopf besteh'n!"

„Apropos! Weil gerade von Herrn von Langenbank gesprochen wird — ist es wahr, daß er von mütterlicher Seite der Oheim der stolzen Kronhuld ist? — Kyffhausen! Das müssen Sie ja wissen! —"

„Ich weiß nichts — ich will nichts mehr wissen!"

„So? — Sind Sie durchgefallen bei Ihrer Bewerbung? Nun da dank' ich Gott, daß ich Ihre verzweiflungsvollen Gedichte nicht componirte!"

„Spotten Sie nicht," erwiederte Kyffhausen traurig; „sie hat mich nicht nur nicht erhört, sondern sogar beleidigt. Sie springt mit den Männern um, wie die Katze mit den Mäusen!"

„Was hat Sie Ihnen denn gethan?"

„Verhöhnt! — Ich warf ihr vor, daß sie Schuld sei an meiner verunglückten Carriere. Ich hätte in der Politik eine Rolle spielen können! Neben Herwegh und Anastasius Grün wurde mein Name schon genannt, ich wäre eine deutsche Größe geworden. Da seh' ich sie und aus ist's. Ich kleide mich in meiner Verblendung nach dem Journal, ich lasse mir das germanische

Haar stutzen, ich breche die Verbindungen mit liberalen Blättern ab, ich schreibe keine Gedichte mehr, außer ‚an sie‘, ich fange schon an, hie und da ein Wörtchen von Anstellung und dergl. fallen zu lassen und bin auf bestem Wege Hofrath zu werden — in der Hoffnung, ihr all' dies zu Füßen legen zu können — aber sie weiset mich stolz zurück. Wär's heutzutage nicht eine Schande, ich würde mich erschießen!“

„Armer Hathumar!“ sagte van der Moll. „Ich würde eine Sonate: ‚Letzte Seufzer eines verzweifelnden Poeten‘ schreiben und ihr zur Aufführung eine Karte schicken .... Aber es ist doch besser, Du bleibst am Leben und bei uns. He! Arimaldi! Hat Ihnen der Banquier v. Gelde keinen Rheinwein geschickt?“

„Ich weiß nicht .... mein Diener Paolo wird's wohl wissen. Paolo!“

„Befehlen, Signor!“

„Vino di Rheno!“

„Si!“ Und er brachte einige Flaschen der herrlichen Flüssigkeit. Habakuk brummte noch mit spöttischen Seitenblicken auf Kyffhausen:

„Es ist eine alte Geschichte,
Und bleibt doch ewig neu,
Und wem sie just passiret ...“

„Wollen Sie stille sein!“ rief Hathumar ärgerlich.

„Nun!“ — sagte der Professor ruhig und entkorkte eine Flasche —

„Der schlägt eine Flasche entzwei.“

Die Herren wurden sehr heiter — selbst Kyff-

hausens matter Blick vergeistigte sich .... „Wir sind ja musikalisch!" rief Arimaldi — „singen wir ein Quartett."

„Van der Moll hat mir ein neues componirt," sagte Habakuk, „ein Weinlied. Her damit, ich singe den zweiten Baß."

„Wenn sich der Italianissimo Arimaldi herbeiläßt, das Lob des deutschen Weines zu singen, so bring' ich das Quartett zum Vorschein."

„Meinetwegen — ich denke mir dann eben einen Italiener dabei, Lacrymae Christi oder Falerner ...."

Van der Moll vertheilte nun die Stimmen. Arimaldi zweiter Tenor, Kyffhausen erster, Habakuk zweiter Baß. Der Componist sang die Solostimme.

Macht des Weines.

Auf! Thut euch baß zusammen
Und sammelt eure Kraft!
Wo deutsche Herzen flammen —
Da fließt auch Rebensaft.
So wollen wir uns wählen
Die edle Frucht des Rheins!
Nun singt aus vollen Kehlen
Das Lob des deutschen Weins.

Was ist denn auch das Leben?
Ein mühevolles Sein,
Ein Hin- und Wiederschweben!
Erträglich macht's der Wein.
Zu Helden euch zu weihen,
Ergreifet den Pokal;
Er wird euch Kraft verleihen,
Begeisterung zumal.

Er kann das Herz entfachen,
Er trägt auf Flügeln fort;
Unsterblich euch zu machen
Durch That, Gesang und Wort.
So füllet denn die Becher!
Singt, Brüder! Schenket ein!
Die Sänger seien Zecher!
Vereint sei Lied und Wein!

„Das war mal ein herzstärkendes Lied!“ rief Habakuk fröhlich und leerte ein ganzes Glas auf einmal. „Unendlich treffend finde ich die Stelle:

Wo deutsche Herzen flammen,
Da fließt auch Rebensaft!“

„Der Deutsche trinkt gerne,“ sagte Arimaldi. „Nichts geht ab ohne Zeche, sei's nun eine Soirée oder eine politische Sitzung, oder eine Prüfung oder eine andere Feierlichkeit — das Ende vom Liede ist das Glas. ‚Vereint sei Lied und Wein!‘“

„'s ist eine große Nation!“ schrie Habakuk und riß einen Degen von der Wand .... „wer's nicht glaubt, den steche ich augenblicklich nieder!“

„Verschonen Sie uns, Herr Professor! ....“

„'s ist eine große Nation, die deutsche,“ — fuhr er fort, „aber nur groß — in der Uneinigkeit! Hurrah!“ Nun lachte er, hing den Degen wieder auf und — trank.

Bis spät in die Nacht blieben die lustigen Genossen beisammen im Atelier des Italieners Arimaldi.

Vierzehntes Kapitel.

Jesehka polske!

„Jesehka polske!“ (Noch ist Polen nicht verloren!) sagte Gräfin Afra von Hohenschau, die, während ihr Gemahl auf seiner Försterei in Steiermark weilte, in der Residenz einen politischen Cirkel gebildet hatte, in welchem sie die Honneurs machte. Ein junger Mann in polnischer Nationaltracht hatte eben Lenau's „Polenflüchtling“ deklamirt, als Afra jene Worte ausrief, die in der Gesellschaft, in welcher, wie man sich zuflüsterte, selbst der spätere Insurgentengeneral Bem öfters gesehen wurde, begeistertes Echo fanden. Afra selbst trug polnische Tracht, die sie auch wirklich prachtvoll kleidete. Dazu verschwendete sie Geist und Liebenswürdigkeit an die versammelten Herren, die später meist in die unter ungarischer Revolutionsfahne dienende polnische Legion eintraten, um „ein einiges Polen!“ wieder einmal herzustellen, das doch durch die eigene Schuld der Polen seine Existenzfähigkeit verloren hatte. Afra war eine tüchtige Agitatorin .... sie hatte mit den nationalen Clubs ihrer Landsleute in Paris und London Verbindungen angeknüpft und unterstützte jede revolutionäre Bewegung in den polnischen Landen entweder durch Briefe, Geschenke oder durch noch raffinirtere Mittel, durch welche Frauen, die sich in politische Intriguen verwickeln, die Männer für ihre Zwecke zu gewinnen wissen. Mit einem Worte, sie war sehr nahe

daran, eine „stark Compromittirte" zu werden. Der Graf Max, dem nichts schrecklicher war, als dergleichen Bestrebungen — er, der vor Allem „Ruhe" haben wollte, um ungehindert jagen und das Leben genießen zu können, hatte ihr deßhalb ernste Vorstellungen gemacht und war sogar, was sonst bei ihm ein äußerst seltener Fall war, zornig geworden .... aber umsonst. Afra trotzte. „Gut," sagte Max, „ich wasche meine Hände!" Und er ließ einspannen und fuhr zur Eisenbahn. Seitdem war Afra „ihr eigener Herr". —

Unter den Anwesenden befand sich diesmal auch Arpad von Magany. Er war nach jener Scheidungsscene zwischen ihm und dem Vater vorerst nach Wien gereist, um einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und wollte sich dann auf ein einsames Pußtenschloß in der Nähe von Debreczyn zurückziehen, welches als Stammsitz seiner Väter galt, von Baron Emerich jedoch nur bis zum Tode seiner ersten Frau, Arpads Mutter, bewohnt worden war. Aufrichtig gestanden, Arpad dachte auch daran, es für künftige, bessere Zeiten in wohnlichen Zustand zu versetzen, damit nicht bloß er — für ihn genügte es, wie es jetzt war — darin Aufenthalt nehmen könnte, sondern noch ein Wesen, dessen Bild, trotz der Einwendungen des berechnenden Verstandes, aus seinem Herzen nicht zu verlöschen war. Er hatte dieser Tage ein Billet an Agnes nach Niederwald gesendet, auf welchem nichts weiter stand, als: „Gedenke mein!" Und die Antwort? Ihm war's, als flüstere ihm ungesehen eine Stimme zu: „Ewig!" Nun aber hatte er zu seinem bittern Leidwesen erfahren, daß

Agnesens Vater in gerichtlicher Haft sich befinde und obschon auch er nicht überzeugt sein wollte von einer Schuld des allgemein geachteten, durch und durch rechtschaffenen Mannes, so konnte er doch nicht umhin, sich sagen zu müssen: „Auch das noch! — Da wird es freilich nicht möglich sein! — Arme Agnes!" Drum stand er so düster, so in unsägliche Schwermuth gehüllt in Afra's Salon und horchte nur halb dem politischen Gezänke von der „schauerlichen Unterdrückung Polens", von „dem tragischen Schicksale Mieroslawski's und seiner Genossen", von der „ungerechten Einverleibung Krakau's mit Oesterreich", von den „armen, verführten Bauern in Lissa-Gura, die, durch die unausgesetzte Tyrannei der Oesterreicher so sehr demoralisirt seien, daß sie lieber die polnischen Edelleute als die Kaiserlichen todtgeschlagen hätten", von den „Agitationen des demokratischen Clubs in Paris", und endlich von der „ewig grünen Hoffnung Polens, welches, wenn endlich alle Throne Europa's gestürzt sein werden, sein Haupt wieder erheben würde." — „Jesehka polske!" —

„Mein Vaterland verloren — und meine Liebe!" rief es in Arpads Brust, und als berge er eine Schlangenbrut im Busen, als wälze sich ein feuriges Rad in seinem Herzen — so faßte ihn der Schmerz: „Mein Vaterland verloren — und meine Liebe." Und beides ohne Schuld! Freilich ein Trost — aber ein bitterer ....

„Ist's wahr, Arpad," fragte Afra, als man von der Politik wieder auf andere Gegenstände der Con-

versation gekommen war, — „daß Sie die Uniform ausgezogen haben?“

„Allerdings.“

„Und Arpad liebt sein Vaterland?“ fragte Afra höhnisch.

„Ich liebe es — ich liebe es mit der ganzen Kraft meines Herzens und eben darum betrauere ich die Verblendung, welche es zur Empörung verleitete, die den gesetzmäßigen Fortschritt, die junge, kaum aufgehende Saat ehrlich erworbener und vom König aufrichtig gegebener Freiheit auf lange Zeit verhindern und vernichten wird und muß .... Ich liebe mein Vaterland, aber ich achte das Gesetz, dessen Urheber mir der gerechte Gott ist ....“ Und ohne auf eine Antwort zu warten, ging er durch eine große, mit rother Tapisserie verhängte Glasflügelthüre hinaus auf den Balkon, von welchem ein herrlicher Ausblick über die abendlich erhellte und belebte Residenz sich darbot. Wie da unten das Leben brauste und rauschte! Und wie vereinsamt er sich fühlte! Hätte er jetzt Zigeunermusik gehört, wären jene der Melancholie der ungarischen Steppen entsprungenen, sinnverwirrenden, herzdurchzuckenden, wehmüthigen Klänge an sein Ohr gedrungen, er würde sich zur Erde niedergeworfen und geweint haben, wie der „Polenflüchtling“, von dem er zuvor vernommen.

„Warum ist Arpad so traurig?“ klang jetzt eine sonore und doch weiche Frauenstimme hinter ihm. Befremdet wendete er sich — und vor ihm stand, das

große Auge sehnsüchtig auf ihn geheftet und doch in stolzer Majestät — Ludmilla von Kronhuld.

„Und Sie könnten den Grund meiner Trauer nicht errathen, gnädiges Fräulein?"

Ludmilla erröthete. „Errathen? Ja, wenn man unparteiisch rathen möchte! Aber oft ist der grübelnde Verstand von des Herzens Sehnsucht beeinflußt...."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Ludmilla!"

„Noch immer nicht? Wie lange ist's, daß wir uns das erste Mal sahen? Wenn ich nicht irre, war's voriges Jahr in Hohenschau. Erinnern Sie sich nicht mehr an unser Gespräch während des Tanzes?"

„Nein!"

„Nicht?" — Und Ludmilla senkte das Haupt. Nach einer Weile fuhr sie fort in einem Tone, der Arpad erschreckte: „Arpad! Gibt es keinen Trost für Sie? Ist Niemand, nach dessen Theilnahme Sie sich sehnen —?"

Arpad schwieg. Er dachte an Agnes. — Ludmilla legte ihre feine, duftende Hand auf seine Schulter. Arpad zitterte und machte eine abwehrende Bewegung. Verletzt zog sie die Hand zurück. „Sie verstehen mich nicht! O, hätten Sie Augen, um zu sehen, längst müßte Ihnen klar sein, daß Ludmillens stolzes Herz nur für Sie schlägt, gerne würde ich, die Gefeierte! mich demüthig winden zu Ihren Füßen und den Boden küssen, auf dem Sie stehen, Arpad!"

„Verzichten Sie, Ludmilla — für immer! Bannen Sie jeden Gedanken. Ich kann Ihre Neigung nicht erwiedern!"

Mit einem Gefühle des Staunens über die seltsamen Fügungen des Lebens, und des Mitleids mit dem allgemein als herzlos geltenden, nun in Liebe aufgelösten, gedemüthigten Mädchen entfernte sich Arpad schnell und überließ Ludmilla ihrem Schmerze .... Er empfahl sich sodann von Afra, deren Versuche, ihn für die Insurrektion zu gewinnen, an seinem strengen Rechtsgefühle, an seiner christlichen Gesinnung gescheitert waren. Es litt ihn nicht mehr im Salon-Dunstkreis — er mußte hinaus in's Freie! Er warf seinen Paletot um und schritt, seinen Gedanken nachhängend, durch die Straßen der Hauptstadt. Wie gerne hätte er Eilpost genommen, um dem Drange seines Herzens folgend nach Niederwald zu reisen und vor der ganzen Welt zu bekennen, daß Agnes die Erwählte seines Herzens sei. Sie nur liebte er, sie oder keine andere sollte sein Weib werden! Schmerzlich war der Gedanke an Ludmilla .... Wehmuth ergriff ihn, wenn er sich dieselbe hingelehnt dachte an das Balkongitter, die Vernichtete! Aber konnte er anders? — Seltsam! Und doch ging er nicht nach Niederwald. Doch wollte er seine Sehnsucht, seinen Schmerz in ferne Steppen tragen, nach der Grenze von Siebenbürgen, wo das Geräusch der Welt erstirbt in unermeßlicher Einsamkeit. — Er mußte so. Wäre er jetzt nach Niederwald gereist, so wäre das Geheimniß, das er bisher Niemanden, sich selbst kaum vollständig enthüllt hatte, offenbar geworden — er hätte eine Erklärung geben, Agnes zur Frau begehren müssen! Wie aber war dies unter den obwaltenden Verhältnissen möglich? Er —

ohne feste Lebensstellung — beinahe ein Flüchtling — Altenweis im Kerker .... „Nein!" rief er — „es geht noch nicht! Es wird sich Alles klären! So hoffe ich zu Gott! Dann —!" Ein Fiaker fuhr vorüber. Er warf einen Blick hinein. Der Strahl der Gaslaterne fiel grell auf die im Wagen sitzende Gestalt. Es war Ludmilla. Sie hatte ihn erkannt. Ein Blick aus ihrem Auge — so brennend — so tief gekränkt — so vorwurfsvoll .... Arpad wendete sein Antlitz ab. Sie sank bleich und bewußtlos in die Ecke des Wagens. Arpad hörte einen leisen Schrei .... Der Wagen rollte davon.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Einöde.

Das Schloß Magany liegt auf der Debreczyner Haide, in einsamer Gegend. Weit und breit nichts als vegetationslose, nur hie und da mit Sumpfgras und Schilfrohr bewachsene Fläche. Ein Pußtenbrunnen erhebt sich zuweilen, den Heerden willkommen zur Tränke, und bietet dem Schafhirten oder dem verwegenen Schweinetreiber ein Ruheplätzchen dar. An manchen Punkten streckt eine vereinsamte, oft ganz verlassene Czarda ihr Strohdach in die Höhe — sonst kein Gegenstand, auf dem das Auge des Wanderers ruhen könnte. Hier ist die wahre Heimath des Ma-

gyaren. Auf schnellem Rosse durchfliegt der Czikos (Roßhirte) die Steppe, die im Wasser getränkte Roßhaarschlinge schnellend, um sie dem wilden Pferde um den Hals zu werfen und es so zu bändigen. Eine leichte Linnenkleidung, blaue Weste und die Bunda (Pelzmantel) nebst einem breiträndigen Hut ist Alles, was er an Kleidungsstücken besitzt. Aber er ist glücklich in seiner Freiheit, und hört er einmal einen Dudelsack oder gar die verführerischen Geigenklänge der Zigeuner, so ist ihm ein König nicht gleich. Ein noch wilderer Geselle ist der Gulyas (Rinderhirte). Er versteht es, die stutzigen, langhörnigen Rinder der Macht seines Willens zu unterwerfen und wahrhaft staunenswerth ist die Tollkühnheit, mit der sich ein solcher Bursche dem störrigen Thiere entgegenwirft, es bei den Hörnern packt und zur Demuth zwingt. Das sind kräftige Söhne der Natur — Bewohner der ungarischen Steppen.

Und in diesen Steppen entstand das Geschlecht der Magany. Da ragte ihr Stammschloß empor. Meist war es still und traurig im ganzen Umkreise des Gebäudes, welches nach einer alten Urkunde schon zu den Zeiten des Mathias Corvinus gestanden. Manche Katastrophe der ungarischen Geschichte hatte sich seitdem entwickelt, manche blutige Schlacht wurde geschlagen zwischen den tapfern Magyaren und dem Erbfeinde der Christenheit .... Die Zimmer des Schlosses mochten auf sonderbare Gäste schon herabgesehen haben und vielleicht saß einst in den nun langsam zerbröckelnden Mauern irgend ein kühner Pascha, auf weichen Tep-

pichen ausruhend von der Niedermetzelung der „Christenhunde“ und phlegmatisch Kaffee schlürfend, während gefangene Edle in Ketten zu seinen Füßen lagen.... Doch das sind alte Geschichten und längst vergessen ist die Thatsache, daß deutsches Blut das schöne Ungarland vom entsetzlichen Joche der Moslemin befreite. Der Hauch der Jahrhunderte umwehte das alte Pußtenkastell.... wie eine Erinnerung aus längstentschwundenen Zeiten lag es da, von Niemand bewohnt, als dem alten Kastellan und einigen Knechten und Mägden, die unter seinem Befehl standen. Einsam und öde war der Schloßhof, dicht mit Gras überwuchert, einsam und öde die Kastanienallee, welche sich nach der Haide hinzog, nur zuweilen durch den flüchtigen Hasen belebt. Kein Gast fand sich hier ein, außer etwa die Storchenfamilie, welche auf dem verfallenen Schornsteine nistete. Nichts störte die Ruhe des Ganzen, welches ein Bild stiller Abgeschlossenheit darbot.

Hierher nun flüchtete Arpad, um in den stillen Mauern des Schlosses seiner Väter ein Traumleben zu führen. Eine leise Schwermuth lagerte sich über seine Seele. Aber diese Schwermuth machte ihn nicht unglücklich, sie schien ihm etwas Süßes.... er wollte die Stürme des Lebens auf eine Zeit lang vergessen und sich in sich selbst versenken. Es hat dieser Zustand etwas Verlockendes für den Geist — ja ein solches sich Einspinnen seiner selbst ist oft nöthig, um die Spannkraft einer zarten Seele von neuem zu beleben und das Herz zu kräftigen für zukünftige Thaten. Nur eines fürchtete er — und doch war diese Furcht wieder mit

heimlicher Freude gemischt — — daß nämlich in der Einsamkeit mit unwiderstehlicher Gewalt das Bild aufsteigen möchte, das er gerne noch eine Zeit lang verhüllt hätte in seinem Innern, das Bild des deutschen Mädchens, der blonden Agnes. Und es stieg auf in seiner Brust und nahm Besitz von seinem Herzen. Und wenn er oft, die Jagdflinte über der Schulter, auf einem Steppenhügel stand und die untergehende Sonne betrachtete, da streckte er sehnsüchtig seine Arme nach Westen aus und gedachte der Unvergeßlichen.

So in wehmüthig-süßen Träumen saß er eines Abends vor dem Schlosse. Zwei gewaltige Doggen lagen zu seinen Füßen, Gewehr und Jagdtasche neben ihm auf der Bank. Es war so stille und einsam umher — nur am fernen Horizonte gewahrte das Auge vorbeiziehende Heerden und drang zuweilen der Ton der Hirtenpfeife herüber. Da tauchte eine Gestalt, in eine zerlumpte Bunda gehüllt, vor ihm auf, ging einige Schritte näher, blieb stehen, ging wieder näher und betrachtete den Träumenden. Ueber die Züge des Mannes, die von tiefem Gram durchfurcht schienen, flog ein Strahl der Freude, er stieß einen herzerleichternden Seufzer aus und trat ganz heran. Die Hunde bellten — Arpad sah endlich empor. „Was will der Belyar!" fragte er und wollte sich erheben. „Sie sind Arpad!" erwiederte der Mann in deutscher Sprache und mit einer Stimme, die wie bekannt an Arpads Ohr schlug. Er wußte aber nicht, woher er sie kenne. „Wer bist Du?" „Ein armer, alter Mann, der hülfeflehend vor Sie hinzutreten wagt. Hier in der weiten

Ferne erscheinen Sie wie ein Schutzgeist dem unglücklichen Flüchtling." Der Greis warf sich auf seine Kniee und streckte die zitternden Hände gegen Arpad aus .... „Seien Sie, der Sie in guten Tagen so edel gegen mich und die Meinigen handelten, nun in den Tagen der Trübsal und Prüfung nicht hart gegen mich. Ach! Man betrachtet mich als einen Verbrecher, einen Mörder — aber der lebendige Gott weiß es, daß ich unschuldig bin!" In Arpads Seele stieg eine Ahnung auf. „Wär' es möglich! Sie könnten Altenweis sein — doch nein! kein Zug von ihm." „Und doch bin ich's. Der unermeßliche Jammer hat meine Gesichtszüge verändert." „Aber um Gottes willen wie kommen Sie hieher?" „Wie? Ich weiß es selbst nicht. Ich war verdächtigt, den Verwalter Wudkoklak um's Leben gebracht zu haben. Mehrere unglückliche Zufälligkeiten gaben diesem Verdachte einigen Halt. Man setzte mich in Haft. Moralisch war man überzeugt von meiner Unschuld, allein „das genüge nicht", sagte der Justitiär. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge. Inzwischen brach die Revolution aus; man schien mich ganz zu vergessen. Da sollte auf einmal die Schlußverhandlung sein und das Urtheil über mich gefällt werden. Am Vorabend war noch mein armes Weib bei mir und Agnes, das gute Kind. O wenn Sie es gesehen hätten, wie sie mich unter heißen Thränen umschlangen. Aber nicht der leiseste Schatten eines Mißtrauens zeigte sich an ihnen — sie vertrauten auf mein Wort. Wir beteten mit einander, ich empfahl sie dem Schutze Gottes und entließ sie.

Schon brach die Nacht herein. Da erscholl plötzlich Feuerlärm. Bald schlug die helle Lohe auf und selbst durch das Gitterfenster meines Kerkers drang der rothe Schein der Flamme. Eine furchtbare Verwirrung herrschte. Auf den Gängen entstand ein Laufen und Geschrei — meine Zellenthür wurde aufgerissen, ein vermummter Mann stürzte herein, warf einen Mantel um mich und trug mich mit Riesenkraft davon. Ich wurde auf einen Wagen geworfen und fort ging's. Die ganze Nacht mochten wir gefahren sein, als ich erst von meiner Umhüllung befreit wurde. Wir befanden uns auf der Straße nach Wien. Mehrere mir unbekannte Leute saßen noch auf dem Wagen. Im Marschfelde, in einem Dorfe, wurde ich einem Slowaken übergeben, der mich nach der ungarischen Grenze brachte. Auf meine Fragen, was mit mir geschehe, sagte er nur: „Gott danken! Frei sein!“ Und so habe ich als Bettler Ungarn durchreist, da die Rückkehr nach Oesterreich mir nicht räthlich schien. Ich habe allerdings ein Recht, von der auf geheimnißvolle Weise mir geschenkten Freiheit Gebrauch zu machen, weil ich unschuldig bin — aber der Gedanke an Weib und Kind, so wie an den Verlust meines guten Namens macht mich trostlos .... Wäre mein Glaube und mein Vertrauen auf Gott nicht unerschütterlich, ich möchte nicht länger so leben. O mein Gott! Du prüfest Deinen Diener fast allzustark — gib mir wenigstens die Kraft, in diesem Jammer Deinen allerheiligsten Namen ohne Bitterkeit aussprechen zu können.“ Thrä-
nen rannen über die eingefallenen, kummerdurchfurchten

Wangen des Unglücklichen. „Es ist höchst sonderbar," sagte Arpad, „was Sie da erzählten und kaum für möglich zu halten! Doch ich glaube Ihnen...." Altenweis umklammerte nun die Kniee Arpads und küßte seine Hände. „Herr! Ich danke Dir, daß es noch Herzen gibt, die auf das Wort eines redlichen Mannes, der im Unglücke ist, vertrauen. Es wird, es muß noch Alles gut werden!" Arpad war gerührt. „Lieber Altenweis, Sie bleiben nun vor der Hand auf meinem Schlosse. Da sind Sie vor allen Nachstellungen sicher. In dieser Wüste hier sucht Sie Niemand und die Kriegszeit verhindert eine steckbriefliche Verfolgung. Vielleicht klärt sich inzwischen das Geheimniß bezüglich des Ihnen zur Last gelegten Mordes auf." Während dieser für den ehemaligen Amtschreiber so trostreichen Rede zogen die Leute, welche zum Schlosse gehörten, über die Pußta daher. „Da kommt Balint, der Verwalter!" sagte Arpad. — „He, Väterchen! Hier hast Du einen Gast — kleide ihn und sieh zu, daß er ein gutes Lager bekömmt für die Nacht." Balint, ein mehr als achtzigjähriger Greis mit bis auf die Brust reichendem schneeweißen Bart, eine wahrhaft patriarchalische Gestalt, nahm den zerlumpten Gast ohne ein Wort oder Zeichen der Verwunderung in's Schloß mit, aus welchem Altenweis nach kurzer Zeit in vollständiger ungarischer Tracht herauskam, um Arpad nochmals seinen Dank für diese Wohlthat auszusprechen. Allein dieser war langsam fortgeschritten und in seine Gedankenwelt versenkt vom Wege ganz abgekommen, so daß er bei einbrechender Nacht, zwischen hohem Ge-

röhricht sich befindend, nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, um Magany-Schloß wieder zu erreichen. — Trotz dieses Abenteuers reute es ihn nicht, seinen Gedanken sich so sehr überlassen zu haben, daß er die ganze Welt vergessen. Er hatte einen wahrhaft kühnen Entschluß gefaßt, welchen ihm die Liebe eingab. Ihr ist ja nichts zu schwer! Wunderbares Gefühl, das den Menschen zum Höchsten und Größten fähig macht! Ein wechselseitiger Blick genügt oft, um zwei Herzen auf ewig zu verketten und ihre Lebensgänge in einander zu schlingen. Wie wird der stolze Mann nun so gefügig und die Miene eines zarten, gebrechlichen Wesens lenkt ihn! An tausend holden Erscheinungen ging er gleichgültig vorüber — flüchtig streifte sein Blick über sie hin, als wären sie bloße Gemälde — und in seinem Hochmuthe hielt er sich schon gefeit gegen den Zauber der Sympathie — — da tritt eine Gestalt in seinen Kreis — und verändert ist sein Leben und seine Ansicht und gegen seinen Willen beugt er sich vor der geheimnißvollen Gewalt, die von einem Antlitze, das er früher nie gesehen, ausströmt, die von einem Herzen, das jetzt nur für ihn zu schlagen scheint, — in das seinige hinüberzittert. — Danket der Vorsehung, die veredelnde Gefühle in das wahrhaft liebende Herz legte!

Beseligt von den Resultaten seines Nachdenkens, begeistert von seinen eigenen Vorsätzen, setzte sich Arpad am Rande eines Grabens nieder und erwartete die Nacht, um sie im Freien zuzubringen, denn an ein Nachhausegehen war nicht zu denken, da er sich durch-

aus nicht orientiren konnte. Schon zogen die Sterne herauf und ihr funkelndes Heer bedeckte das Firmament. Todtenstill wurde es auf der Steppe — alles Leben, das sich daselbst ohnehin spärlich regt, erstarb. Allerlei phantastische Gebilde tanzten vor den ermattenden Augen Arpads und bald schlossen sie sich im Schlummer. —

Der alte Balint wurde besorgt um seinen jungen Herrn, als derselbe so lange ausblieb. Die herrschende Anarchie hatte allerlei Gesindel im Lande auf die Beine gebracht und nichts Seltenes war es, daß der sorglose Wanderer in der Einöde von Räubern angehalten und ausgeplündert wurde. Der Schloßverwalter rief daher mehrere Knechte zusammen, Fackeln wurden angezündet, die schon angeketteten Hunde wieder losgelassen und Pferde herbeigeholt. Die bärtigen Gestalten der Czikos, beleuchtet vom Flackerlicht der Fackeln, warfen sich auf ihre Renner und hinaus ging's in die umnachtete Steppe. Nur Balint und Altenweis blieben im Schlosse zurück. Der alte Verwalter brachte eine Flasche Ungarwein und Cigarren, um seinen Gast wach zu erhalten, was übrigens nicht nöthig gewesen wäre, da die Sorge um Arpad ohnehin dem Schlaf wehrte. „Seltsam!“ sagte Altenweis und zündete sich — nach langer Zeit wieder — eine Cigarre an, „daß Ihr Herr sich da zurückzieht auf dies einsam gelegene Schloß in wüster Steppe und sich gar nicht betheiligt an den großen Ereignissen in der Welt!“ „Herr Arpad — ein braver Mann!“ erwiederte Balint; „geht alter Balint durch's Feuer für ihn .... ist doch ächter Ma-

gyare, wenn auch nicht in Krieg zieht gegen Kaiser-König .... will nicht sein Rebell, aber auch nicht sein Feind von Ungarn. Bassama! Hat Recht, Herr!"
„Aber hier führt er doch ein trauriges Leben!" Der Verwalter lachte spöttisch. „Trauriges Leben auf der Pußta? Sieht man, daß Sie sind Schwab'. Haben Sie nicht Begriff von Schönheit von unsere Land.... Haben noch nicht gehört ungarisches Lied:

‚Ungarland, du schönes Land,
O wie schlägt mein Herz nach dir!'

War' ich als junger Bursche, als Husar, in deutsches Land und Italien .... Haben wir oft, wenn wir sind gewesen auf Marsch, gesungen und geweint wie Weiber. Nagy Isten! (Großer Gott!) Haben Fremde nicht Gefühl für Heimath? Ungar liebt sein Vaterland. Und ist Herr hier auf der Pußta aufgewachsen, wie junges Pferd, und hier hat Baron Emerich mit erste Frau gelebt. Seitdem sie todt ist, ist er nur selten mehr gekommen auf Magany-Schloß, aber junger Herr anhänglicher, kommt alle Jahr und gibt Balint Hand freundlich, der ihn hat getragen auf den Armen und der hat geküßt Hand seiner Mutter, die so schön war und so herablassend und die so früh gestorben ist." Der Alte war sehr ergriffen. Alle die Erinnerungen an eine schöne glänzende Vergangenheit dieses nun so verödeten Wohnsitzes schienen an seinem Geiste vorüberzuziehen. Er dachte daran, wie Baron Emerich seine Gattin aus ihrer Heimath brachte und bunt bebänderte Czikos voraufritten, und wie das Schloß mit Blumen und Reisig geschmückt war. Und an die

prächtige Hochzeit, bei welcher von fern und nah die Magnaten in schillernden Gewändern kamen und mehrere Zigeunerbanden spielten, daß es in den Adern fibrirte. Und jedes Rind und jedes Pferd trug sein Bändchen oder einen Blumenstrauß und die Pußta schien sonntäglich zu strahlen. Und ein Jahr darauf wurde die Herrin hinausgetragen in's kleine Wäldchen hinterm Schlosse, um zu ruhen dort — auf ewig. Verschwundene Zeiten! —

Mitternacht war bereits herangekommen, da wurde es lebendig im Hofe. Die Hunde kläfften und die Pferde stampften. Die Leute waren zurückgekommen und Arpad mit ihnen. Allein er war so matt, daß er sich kaum im Sattel halten konnte. Es fröstelte ihn.

„Herr, Sie sind krank!" sagte Balint.

„Ich muß mich erkältet haben! Macht mir ein warmes Bett."

„Es ist das Fieber, Herr!"

Und so war's. Arpad erkrankte. Still und mit halbgeschlossenen Augen lag er in seinem Bette. Altenweis saß neben ihm und horchte auf seinen Herzschlag. Balint hatte keine Ruhe. Er selbst, der alte Mann, fuhr nach Debreczin, um einen Arzt zu holen, welcher seitdem jeden zweiten Tag kam. — Arpads Zustand wurde gefährlich. „Lieber Altenweis!" — sagte er nach einer schweren Nacht, in welcher er sehr viel phantasirt hatte, — „ich habe Etwas auf dem Herzen." — „Reden Sie, bester Herr!" — „Seit ich in Oesterreich beim Grafen Max auf Besuch war" — fuhr Arpad mit schwacher Stimme fort — „bin ich um meine Ruhe

gekommen. Agnes ....!" Er konnte nicht aussprechen, die Wehmuth überwältigte ihn. Altenweis beugte sich auf Arpads Hand nieder und küßte sie. Nach einer Weile fand der Kranke die Fassung wieder: „Ich wollte das engelgute Kind glücklich — ich wollte sie zu meiner Lebensgefährtin machen .... Lassen Sie mich ausreden, Vater! .... ich wollte nun, da Sie auf so wunderbare Weise zu mir gekommen sind, ohne Ihnen Etwas zu sagen davon, Ihr Weib und Agnes holen und Ihnen zuführen; nun bin ich krank und wer weiß, ob ich das Lager mehr verlasse, es sei denn, um neben die Mutter draußen ...." „Machen Sie sich doch keine so düstern Vorstellungen, Herr Arpad. Sie werden gesund werden und so Gott will, werden wir noch glückliche Tage erleben." Diese Worte jedoch waren eitler Trost, es ging Altenweis nicht von Herzen, verbittert war seine Seele und die Nacht eines unheilbaren Kummers lag auf ihr. „So ist denn überall das Unglück," dachte er, „wohin mein verfluchter Fuß nur tritt! O Herr Gott! Wie hab' ich das verdient?" — „Altenweis," sagte Arpad wieder — „bevor ich sterbe, möcht' ich sie noch sehen, einmal wenigstens ihr noch in's himmelblaue Auge blicken, ihr sagen, daß sie mein Alles war; ich möchte ihr noch etwas Gutes thun, sie versorgt wissen, eh' ich scheide." „Herr, wie ist das möglich?" „Wie? — Wenn Sie nichts dagegen haben, Altenweis, so sollen die Ihrigen auf Magany-Schloß kommen!" — Altenweis schwieg, er sann nach. — „Rufen Sie Balint!" Altenweis ging. Als der Verwalter von Allem unterrichtet war,

kniete er am Lager seines Herrn nieder und legte sein schneeweißes Haupt auf die schlaffe Hand Arpads. „Balint“ — sagte er mit gebrochener Stimme — „achtzig Jahre alter Mann, nicht viel Kraft in Gliedern, aber mit Freuden reisen in Schwabenland, um Gebieterin zu holen. Alles thut er, was macht Freude Ihnen. Gerne sterben für lieben Herrn. Sind ja so gut gegen alten Diener. Gott segne Sie.“

„Guter Balint, ich weiß, daß Du mir zu Liebe das größte Opfer brächtest — aber ich verlange nicht so viel. Du darfst bloß nach Preßburg fahren und von da mit ihnen reisen. Wir werden einen Brief schreiben, daß sie nach Preßburg kommen sollen, wo Du sie dann erwartest.“

„Sehr gerne, Herr!“

Nun schrieb Arpad — denn Altenweis wollte er nicht durch die Schriftzüge verrathen — mit zitternder Hand einige Zeilen, welche den Empfängern zwar andeuten konnten, daß Altenweis bei Arpad sich befand, aber doch zu zweideutig waren, um einen Beweis, im Falle, daß der Brief in andere Hände gelange, herzustellen. In Debreczin wurde dieses Schreiben auf die Post gegeben und Anstalten getroffen für die verabredete Reise Balints, welche vierzehn Tage nach Absendung des Briefes vor sich gehen sollte, „falls Arpad noch lebe!“

Sechszehntes Kapitel.

Maria-Zell.

Im romantischen Obersteiermark, wenige Stunden von der Grenze des Erzherzogthums Oesterreich, liegt der berühmte Wallfahrtsort Maria-Zell. Wenn der fromme Pilger den gewaltigen Annaberg, in dessen Gesichtskreis der majestätische Oetscher sich erhebt, erstiegen, wenn er den Josefsberg überwunden hat und nun auf der mit Stationsbildern geschmückten Straße fortwandert, so tauchen vor seinen entzückten Blicken bald die mit vergoldeten Knäufen gezierten drei Thürme der Kirche aus dem herrlichen Alpenthale auf und der Strahl des Kreuzes, schimmernd von dem gothischen Mittelthurme, blendet ihn. Schon schreitet er durch die gepflasterten Straßen des Marktfleckens, der fast ebenso viele Herbergen als Häuser zählt, an den zahlreichen Buden, in denen „Andenken an Maria-Zell,“ Medaillen, Gebetbücher, Bilder, Crucifixe, Rosenkränze und andere passende und unpassende Gegenstände verkauft werden, vorbei, über die breite Steintreppe empor zum Portale des Gotteshauses. — Da beginnen die Glocken sich zu bewegen nnd melodisches Geläute empfängt eine Procession Wallfahrer, und in Mitte des Zuges schwebt ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Muttergottesbild, von weißgekleideten Mädchen getragen, und ländliche Musik begleitet sie, und die Geistlichen folgen betend mit der nachwogenden Menge, „es ist ein Einzug“, wie man dort sagt. So

kommen Schaaren von Gläubigen aus allen Theilen des großen Reiches, um dem Schutze und der Fürbitte der heil. Jungfrau sich zu empfehlen. Oft viele Meilen wanderten sie mit nackten Füßen im heißen Strahle der Sonne oder im Regensturm; oft hatten sie kaum Mittel genug, um auf der langen Reise den Hunger zu stillen; von der Sonne verbrannt, abgemagert von den Strapazen, mit wunden Füßen und ermüdeten Gliedern ziehen sie ein — aber da, vor dem silbernen, im magischen Lichte schimmernden Gnadenaltare, mitten in der großen mit Wunderbildern behängten Kirche, da unter dem uralten Bilde der Mutter Gottes von Maria-Zell, um dessen willen Gott schon so vielen Unglücklichen geholfen, so viele in Todesgefahr Schwebende errettet, so viele große Sünder bekehrt hat, vor dem geheimnißvollen Wunderbilde sinken sie nieder, frommer Schauder rinnt durch ihr Gebein und ihr eben noch so mattes Auge leuchtet in himmlischer Verklärung und weinend küssen sie den heiligen Boden, auf dem schon Tausende und Tausende gekniet und gelegen, Blinde, Lahme, Aussätzige, Gichtbrüchige und andere Krüppel, die vertrauend ihre Arme ausstreckten nach dem Altare und wenn sie das nicht konnten, doch einen gläubigen Blick hinwarfen, und wenn ihnen auch das nicht möglich war, wenigstens einen frommen Seufzer ausstießen: „Bitt' für uns, heil. Mutter Gottes von Maria-Zell!"

Es ist ein eigenthümliches, unbeschreibliches Gefühl, das dich ergreift, wenn du dort kniest vor der wunderthätigen Mutter Gottes. Heiliges Entsetzen muß es genannt werden, denn die menschliche Natur

bebt, wenn sie der göttlichen Wunderkraft gleichsam näher kommt. Dieses Gefühl haben nicht bloß fromme Katholiken, sondern auch Anders- ja Ungläubige an sich erfahren und unwillkürlich haben sie sich gebeugt vor den heil. Geheimnissen Gottes.

In einem Betstuhle vor dem Gnadenaltare kniete eine schwarzgekleidete Dame. Ein dunkler Spitzenschleier fiel über den Hut herab und verhüllte das schöne, aber geisterbleiche Antlitz. Die Hände gefaltet, mit tiefgebeugtem Haupte, regungslos kniete sie im Angesichte der wunderthätigen Mutter Gottes, die nicht bloß kranke Körper, die auch kranke Herzen durch ihre mächtige Fürbitte heilen kann. Auch das zerrissene Herz der stillen Beterin hatte sie geheilt, daß es beseligt in Gott der Weltfreuden vergaß, die bisher ihre Sehnsucht gewesen und die sie doch vergebens ersehnt hatte. Flora — das war die Pilgerin — war doch wie geschaffen dazu, das Leben zu genießen, sie hatte, was sie bedurfte zu einer glänzenden Existenz; sie war unendlich liebenswürdig und die Eleganz ihres Wuchses, wie die Holdseligkeit ihrer Züge suchten ihres Gleichen; sie war geistreich und im höchsten Grade gebildet, sie besaß endlich ein zartes, poetisches Gemüth, sie war also ein Wesen, das entzücken konnte und fast mußte, und doch war gerade sie niemals glücklich gewesen. Trotz aller Eitelkeit und einer „reizenden Koketterie", die eher auf den breiten Pfad des Sinnengenusses, als auf den schmalen der Entsagung führt, mußte sie wandeln den Dornenweg einer aus tiefem Ehrgefühle geübten, aber — nicht aus höherm Motiv entspringen-

den Tugend. In die Fesseln einer Convenienzheirath geschmiedet, hatte sie nie die Süßigkeit der gänzlichen Hingebung an den geliebten Mann empfunden — aber ihren Pflichten als Ehegattin war sie doch nicht untreu geworden. Sie suchte zu gefallen — aber sie wußte jede sündhafte Vertraulichkeit fern zu halten. Kämpfend mit sich selbst, suchend die Welt und sie doch abweisend, ringend nach dem Frieden der Seele und ihn doch nicht findend, weil sie ihn eben nicht aufrichtig suchte — so war diese interessante Frau ein Spielball feindlicher Kräfte und mitten im Strome der Vergnügungen stand sie einsam und verlassen. — Der schwere Hammer des Unglücks hatte endlich dieses Herz gänzlich zerschlagen und nun kam es in den Schmelzofen der Gnade und es wurde frei von allen Schlacken und — als lauteres Gold floß es heraus. Das Kind der Welt war in der Schule des Seelenschmerzes ein Kind des Lichtes geworden. Und dafür dankte sie mit Inbrunst der Gottesmutter von Maria-Zell.

Es war früh Morgens. Die Kerzen am Gnadenaltare schimmerten, die Stühle waren mit Andächtigen gefüllt, am Marmorgeländer, das den Altar umgibt, drängten sich Beter und Beterinnen. Das Meßglöcklein läutete und es erschien — Pater Emanuel, Pfarrer von Zweikirchen, um die heil. Messe vor der heil. Mutter Gottes von Maria-Zell zu lesen. Nachdem er seinem Vater das Geleite zur letzten Schlummerstätte gegeben und alle Angelegenheiten des Dahingeschiedenen in Ordnung gebracht hatte, war er mit Ricke, welche schon lange die Wallfahrt gelobt, aber sie noch

nicht zur Ausführung hatte bringen können, sofort nach Maria-Zell gereist, um sich hier dem Schutze der Gnadenmutter zu empfehlen — für ein neues Leben, für ein Leben wahrhafter Bekehrung und begeisterten, pastorellen Wirkens. Da stand er vor dem heiligen Opfertische, nicht mehr der rechts und links Blickende, im Innern zerspaltene Emanuel, sondern der mit Gott versöhnte, in der Buße verklärte Priester, der mit dem hochheiligen Opferleibe seines Heilandes auch zugleich seine leiblichen Gelüste, seine von modernem Unglauben durchdrungene Philosophie und seinen weltlichen Dünkel Gott dem Herrn aufopferte. Eine bis dahin ungeahnte Gluth, welche nur mit der bei seiner Primiz einigen Vergleich zuließ, aber noch intensiver, weil vom Bußgeiste angefacht, erfüllte ihn durchaus, und sein ganzes Wesen strömte über in das Gnadenmeer der göttlichen Liebe. Und als er beim Memento aller seiner Freunde und Freundinnen gedacht und für sie gebetet hatte und hinzufügte in tiefer Zerknirschung: „Memento etiam mei, indigni famuli tui!“ da glänzten Thränen in seinem Auge. Draußen am Geländer kniete Ricke; heiße Gebete für das Wohl des Neffen schickte sie zu Gott empor, des Neffen, den sie mit unsäglichem Schmerze bedenkliche Wege hatte einschlagen sehen, und an dem sie, wie sie in der Einfalt ihres kindlichen Herzens sagte, „auch gar keine Freude mehr hatte,“ und der nun, zurückgekehrt zum „Himmelsvater“, mit ergreifender Andacht wieder das heil. Meßopfer verrichtete. — Seliger Augenblick! Glückliche Ricke! —

Die Messe war zu Ende. Als Ricke sich erhob,

um die Kirche zu verlassen, gewahrte sie Flora, die eben den Schleier zurückschlug. „Gnädige Frau hier?“ flüsterte sie. „Glücklicher Zufall, Ricke.“ Vor der Kirche stand Ghisella, die Zofe, ihre Herrin erwartend. „In welchem Gasthofe sind die Frau Gräfin abgestiegen?“ fragte Ricke. „In der Post. Kommen Sie doch ja zum Besuch.“ „Ich werde so frei sein mit dem Herrn Pfarrer die Aufwartung zu machen.“ „Schön; Adieu!“ Flora entfernte sich. Ricke blieb, bis Emanuel kam und sie begleitete. Nachdem sie gefrühstückt hatten, begaben sie sich zur Post. Flora, die allgemein noch ‚Gräfin‘ genannt wurde, obwohl sie eigentlich nur Baronin war, bewohnte den ersten Stock des Gasthofes zum ‚Adler‘ in Maria-Zell. Sie hatte außer ihrer Kammerfrau und einem alten Diener Niemand bei sich; überhaupt reiste sie ganz anspruchslos mit der Eilpost. Emanuel und Ricke wurden sogleich vorgelassen. Flora kam ihnen lächelnd entgegen; dennoch waren die Eintretenden betroffen von ihrem üblen Aussehen. Eine sehr fatale Röthe lag auf einer Wange, während die andere todtbleich war. Ueberdies war die frühere Blüthe im Welken und ihr Körper sehr abgezehrt. Aber eine himmlische Milde lag auf ihrem Antlitze und süßer Friede leuchtete aus ihren Augen. „Setzen Sie sich, liebe Freunde! und plaudern wir von schönen Tagen in Hohenschau.“ „Die sind, glaub' ich, selten geworden dort,“ erwiederte der Pfarrer. „So? — Was macht mein Bruder? — ich habe schon längere Zeit keine Nachricht von ihm.“ „Er ist fast immer in Steiermark; — ich dächte, die Frau Gräfin

würden nach Neudorf reisen.“ „Jetzt vielleicht; doch wußte ich wirklich nicht, daß mein Max so nahe sei... ich bin wie eine Ausgeschiedene...“ sagte sie wehmüthig. „Der Herr Graf wurde in den Reichstag gewählt,“ fuhr Emanuel fort, „lehnte aber, wie vorauszusehen, ab. Er betheiligt sich nicht an den politischen Bewegungen.“ „Er hat Recht!“ meinte Ricke. Sie verstand es eben nicht besser. „Bei der Fahnenweihe der Nationalgarde, wie bei der feierlichen Abreise des Justitiärs von Zweikirchen, der als Abgeordneter des deutschen Parlamentes nach Frankfurt ging, war er anwesend und hielt eine kurze Rede.“ „Es wird ihn Ueberwindung genug gekostet haben“ — warf Flora lächelnd hin. „Seitdem,“ sagte Emanuel, „ist er nicht mehr in unserer Gegend erschienen, auch nicht einmal nach dem Schloßbrande.“ „Was ist's mit Afra?“ „Sie befindet sich, so viel ich vernahm, in Wien, trägt polnische Nationalkleidung und hält politische Cirkel.“ „Ah! Max hat sich überworfen mit ihr!“ „Es scheint.“ „Hm! — Dann besuche ich Max in Neudorf gewiß.“ „Sonstiges Neue ist, daß der Amtschreiber Altenweis während des Schloßbrandes aus seiner Haft verschwunden ist und seitdem nicht mehr gesehen wurde.“ „Ah! der Arme! Ist er denn wirklich der Mörder Wudkoklaks?“ „Man glaubte es allgemein; indeß seit einiger Zeit gewinnt die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß ein früherer Herrschaftskutscher, Philipp, der Ew. Gnaden einmal umwarf, der Thäter sei; nur verdächtigt sein Verschwinden Altenweis von Neuem; wenigstens dürfte er zu dem

Mörder in einer bisher nicht aufgedeckten Weise in Beziehung stehen.“ „Das mag Gott wissen! Aber ist denn der Kutscher bereits aufgegriffen?“ „Nein, nur gesehen wurde er während des Schloßbrandes... auch hat er in einem Wirthshause, wo er als Freiwilliger war, eine verdächtige Aeußerung gethan. Hierauf verschwand er jedoch, nur die häufigen frechen Einbrüche und Räubereien im Krampethal lassen schließen, daß er anstatt in den Krieg zu ziehen, Räuber geworden ist..“ „So wird es sich auch verhalten! — Und wie geht es Ihnen, lieber Pfarrer? Ricke frag' ich nicht, denn die blüht nach wie vor. Ich beneide Sie um Ihre Gesundheit!“ „I du lieber Himmel! 's hat mich tüchtig zusammengeräumt, gnädige Frau Flora,“ sagte Ricke. „Sie glauben nicht, Ew. Gnaden, wie Einen die schwere Zeit drückt! Ich dachte sonst immer, meine Spittelleute machten mir den meisten Verdruß; nun aber hab' ich in diesem Jahre gesehen, daß die Spittelleute Engel sind gegen die andern Leute! Ist das ein ewiges ‚Rebellern‘ und keckes ‚Aufbegehren‘ mit dem Kaiser und wildes Kriegführen, und Exerziren, und Singen und Schreien und Redenhalten und mit dem Säbel-Klirren! 's ist ja nimmer zu leben! Die unverschämten Menschen werden noch unserm lieben Herr Gott vorschreiben, wie er die Welt regieren müsse. Ei! so soll doch der jüngste Tag schon anbrechen, wenn die Welt gar so schlecht geworden ist!“ „Alles wird sein Ende haben!“ sprach Flora still vor sich hin. „Zudem,“ fuhr Ricke fort, „hab' ich jetzt wieder einen Bruder begraben sehen müssen, den

Seppi, den ich nicht einmal gekannt habe, da er als Knabe unter die Komödianten gegangen und dann nach einem schrecklichen Leben in Italien nach Amerika geflohen ist, von wo er jetzt erst zurückkam, um seinen Sohn, meinen geliebten hochw. Neffen, noch einmal zu sehen.“ Und nun erzählte sie die Geschichte Nurforts auf das Ausführlichste. — Als sie endlich fertig war, konnte Emanuel wieder das Wort ergreifen und redete mit Flora über ihre Wallfahrt nach Maria-Zell. „Nicht wahr, Sie staunen darüber, Hochwürden“ — sagte Flora, „daß Sie mich hier finden?“

„Staunen, Ew. Gnaden? Doch ja, ein freudiges Staunen ist's, das mich ergriff, als ich vernahm, daß Sie hier sind. Hoffentlich sind Sie jetzt glücklicher, gnädige Gräfin.“

„O! 's ist ein unermeßliches Glück . . ich danke nun meinem Erlöser für das schwere Kreuz, das er auf meine Schultern geladen, da es mir jetzt eine süße Last geworden. Wie elend war ich, als ich, hin und her geworfen von irdischen Kräften, den Ruf der Gnade nur wie aus weiter Ferne vernahm! In meinen häuslichen Verhältnissen unglücklich — obwohl ich jetzt einsehe, daß ich mit mehr christlicher Liebe und weniger absichtlicher Sanftmuth Manches vermeiden konnte — entweder aufgelöset in Thränen des Jammers oder geplagt von einer verzehrenden Langweile und trostloser Leere verlor ich bald beinahe für Alles das Interesse; selbst jene unschuldigen Freuden, die auch das ödeste Dasein verschönern, die gleichsam die Existenz jeder gemüthvollen Frau umschlingen — Musik, Lektüre,

Stickerei und Zeichnen ekelte mich an . . ein schrecklicher Lebensüberdruß zerfraß mein Herz — da endlich leuchtete es auf in mir, da begann ich zu erkennen, daß die Welt Nichts ist und Gott Alles, und daß das größte Glück ein Unglück ist, wenn es von Gott abzieht und das größte Unglück ein Glück, wenn es zu Gott hinführt."

„Wunderbare Fügung! Wie gelten diese Worte in gewisser Beziehung auch mir," erwiederte Emanuel, „und wie sehr dank' ich meinem Erlöser, daß sie mich nicht mehr beschämen. Gott segne Sie, liebe Gräfin! und gebe Ihnen seinen Frieden im reichsten Maße. Daß ich Sie doch immer bewundern muß! Sie waren mir das Ideal einer eleganten Weltdame, als ich ein weltlich gesinnter Priester war, und nun scheint es, als sollten Sie mir das Ideal einer gottinnigen Christin werden!"

„Und Sie waren mir das Ideal eines modernen Geistlichen, da ich den überirdischen Charakter eines Dieners Christi nicht erkannte und vielleicht werden Sie mir nun das Vorbild eines begeisterten, frommen Priesters."

„Gottes Wege sind wunderbar!" sagte Emanuel. „Wohl dem, der sich leiten läßt von der Hand des Herrn."

Weinend fügte Ricke hinzu: „Gott! nun sterb' ich gerne, da ich die Freude erlebte, in meinem Neffen das noch zu finden, was ich in ihm so lange suchte — Hingabe an das Heilige. Möge Dich die heilige

Jungfrau beschützen, daß Du nun so bleibst bis zu einer seligen Sterbestunde."

„Amen!" sagte Emanuel gerührt. Auch Flora's Augen waren nicht trocken geblieben.

Siebenzehntes Kapitel.

Auch ein Freiheitskämpfer!

Professor Habakuk wollte, bevor er Wien auf längere Zeit verließ, für Frau v. Villemont, welche jetzt auch einer bisher genossenen geheimen Unterstützung beraubt war, sorgen. Dies gelang ihm, indem der großmüthige Innocenz Starr, durch des Professors Bitten bewogen, einen jährlichen Zuschuß zur geringen Pension der Wittwe zu zahlen versprach. Nun dachte aber Habakuk auch an Irene. Ihre aufkeimende überraschende Schönheit ließen sein menschenfreundliches Herz nicht frei von Besorgniß um die Zukunft des Mädchens... „Man muß ihre Existenz sicher stellen!" rief er, „sonst ist sie verloren." Nach langem Grübeln verfiel er auf den Kanonikus Stahlmann, der für manche Waise schon gesorgt durch wohlthätige Spenden oder durch Unterbringung in irgend einer Erziehungsanstalt. Habakuk begab sich daher in Begleitung von Innocenz Starr in den Domherrnhof. Der Kanonikus Stahlmann war zu Hause, und so traten sie in seine Wohnung ein,

welche aus einer Reihe vornehm meublirter Zimmer mit schweren, dunkeln Vorhängen und großen Oelgemälden in sogenannten Rococorahmen bestand. Der Kanonikus hatte von mütterlicher Seite über ein nicht unbedeutendes Vermögen zu disponiren, mithin konnte er seinem feinen Kunstsinne Manches zu Gute thun und mehrere angesehene Künstler der Residenz verehrten ihn als Mäcen. Gar oft hatte er auch auf seinen Visitationsreisen als Schulenoberaufseher oder wenn er den Fürsterzbischof begleitete, dieser oder jener Pfarrkirche ein Altarbild malen lassen, oder für die Restauration eines Gottes- oder Schulhauses nach Kräften beigesteuert. Von den Armen, die er öffentlich und geheim unterstützte, ist nicht nöthig zu reden; bei einem Manne, wie er war, verstand sich dies von selbst. Während er nun seine Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, zur Unterstützung der Künstler und zum Besten der Kirche verwendete, brauchte er für sich wenig, es sei denn, daß die Rechnungen des Apothekers ein billiges Maß überschritten . . . denn der Kanonikus erfreute sich trotz seines blühenden Aussehens keiner festen Gesundheit. Jährlich einmal wenigstens war er auf längere Zeit krank. Dessen ungeachtet schonte er sich nicht, arbeitete in der Consistorialkanzlei, wohnte geistlichen und weltlichen Sitzungen bei, predigte und war zugleich Mitredakteur eines kirchlichen Blattes, dem er, so viel es ihm nur möglich war, seine Sorgfalt widmete. Als die beiden Herren erschienen, hatte er so eben mit dem Verleger des „Dom“ — so hieß das Blatt — einen Streit, welcher damit endete, daß sich

der Buchhändler, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurückziehen mußte. Der Kanonikus war in dergleichen Dingen unnachgiebig. „Da sehen Sie, meine Herren," rief er den Kommenden entgegen, „was man sich das Leben sauer werden lassen muß! Der Verleger, der freilich zugleich an der Redaktion Theil nimmt, will mir einen Artikel nicht aufnehmen, den ich gegen unsere Kirchenstürmer geschrieben habe. Er ist nun allerdings derb genug, aber was soll man machen, wenn es den Leuten nicht um Ueberzeugung, sondern um Vernichtung der Ueberzeugung zu thun ist? Was soll man machen, wenn man nicht mit der Ignoranz, mit der subjectiven Meinung, sondern mit der wissenschaftlichen Verkennung, mit der absichtlichen Verdrehung und mit dem grauenhaften Ungethüm der systematisirten Lüge zu kämpfen hat?"

„Ja, so ist's," sagte Starr. „Es ist eine traurige Zeit; die Säulen der Kirche wanken, angefressen von der socialen Fäulniß, und ihre Grundfesten beben von den unterirdischen Kräften erschüttert. Die Einheit des heil. Vereines aller Gläubigen ist bedroht, der Stuhl des heil. Petrus ist fast umgestürzt und die gräulichen Schlangen und Drachen der Verleumdung, der Bosheit, des Ingrimmes, der Unzucht und des Unglaubens umzischen denselben. Die Politik verräth den Stellvertreter Christi und das Volk kümmert sich zu wenig um ihn. So haben die erpichten Feinde der göttlichen Ordnung freies Spiel. Trauer und Schmerz erfüllt die Seele eines jeden christlichen Mannes, wenn er diese Zustände betrachtet."

„Und verzweifeln müßte man," fuhr der Kanonikus fort, wäre nicht das Wort gesprochen: ‚Portae inferi non praevalebunt contra eam.' Der Fels der Kirche ist unüberwindlich. Diese Ueberzeugung hat die Katholiken in den schlimmsten Zeiten immer wieder aufgerichtet, und wenn sie schon ganz ermatteten im Kampfe mit von allen Seiten heranstürmenden Feinden, und wenn sie schon auf den Tod verwundet niedersanken und kraftlos die Hände sinken ließen, um zu sterben — da klang es wieder in den Lüften: ‚Die Pforten der Hölle sollen die Kirche nicht überwältigen!' und neue Lebenskraft kehrte in ihre Adern zurück und mit neuer Kampflust stritten sie für das Reich Gottes ... Christus ist ja bei uns, der göttliche Geist schwebt über unsern Häuptern — wie sollten wir verzagen? Menschenfurcht muß uns fremd sein und der Tod selbst darf uns nicht schrecken. Es gilt, die Kirche zu befreien von den Fesseln der modernen Staatskünstler, die gerne ohne Religion regieren möchten! Wohlan, sie sollen es thun — wir aber wollen frei sein, damit wir uns entwickeln und Jedem, dem es um sein Seelenheil ernstlich zu thun ist, ungehindert jene Gnaden zuführen können, die der Schatz der Kirche sind! — Jeder in seiner Sphäre soll dafür wirken, aber entschieden, ohne Rücksicht auf das Urtheil einer glaubenslosen Welt!"

„Aber — um den Angriffen dieser Welt gewachsen zu sein, die gerne mit ihren socialen, politischen und wissenschaftlichen Errungenschaften sich brüstet, wollen wir kämpfen im Bunde mit der Wissenschaft und den

welthistorischen Ideen der Neuzeit, in soweit sie nicht dem kirchlichen Geiste widersprechen," fügte Starr hinzu.

„Ich glaube," sagte Habakuk, „daß es nicht gut ist, den Kampf gar zu sehr in's Extrem zu treiben, es macht böses Blut und erzeugt Haß. Wer aber Haß säet, wird Haß ernten. Die Liebe ist ja die Seele des Christenthums; mit Liebe führe man die Irrenden auf den rechten Weg und die Böswilligen beschäme man — durch die Liebe. Nicht mit Worten allein, auch mit christlichen Thaten kämpfe man."

„Allerdings, lieber Professor!" entgegnete der Kanonikus, Liebe ist die Seele unserer hl. Religion, aber nicht eine sentimentale, nach allen Seiten kokettirende Liebe ist's, sondern eine feste, männliche, gewappnete — die auch den Haß ertragen kann, wenn er von dort kommt, wo ‚Christus nicht ist'. Aber Sie, lieber Professor, Sie sind zu wenig bestimmt in Ihrem ganzen Gebahren, zu spitzig gegen Ihre Freunde, zu stumpf gegen die Feinde. Sie haben es zwar mit keiner Partei gründlich verdorben, Sie haben aber auch Niemanden vollständig gewonnen; man hat Sie lieb, man lacht über Ihre Einfälle und achtet Sie wegen Ihres rechtschaffenen Charakters, aber man faßt kein rechtes Zutrauen zu Ihnen ... Zwar treten Sie manchmal auf für die Wahrheit, aber nur, wenn Ihnen unangenehme Ereignisse einen schlagenden Beweis liefern, wie weit die Welt ohne Christenthum kommt. Sie donnern und blitzen — aber nur wenn es so schwül ist, daß gerade Ihnen der Schweiß herabläuft ... Nicht das

Gemüth, nicht der Witz, nicht feine Ironie, sondern ein überzeugungstreues Herz und unerschütterliche Glaubenskraft — das macht den christlichen Mann und das thut uns noth. Das ewige Vermitteln, das Hinüberschielen in's Lager der Gegner, das übertriebene Toleranzeln wird uns noch verderben... man wird gegen uns nicht so tolerant sein — denn man will uns um jeden Preis vernichten, man will der Herrschaft der christlichen Idee ein Ende machen! Es ist ein Bürgerkrieg, entbrannt innerhalb der Kirchengemeinschaft... nicht nur Juden und Protestanten, sondern Katholiken selbst bekämpfen uns und im katholischen Staate müssen wir streiten um unsere Freiheit, um unser Recht, ja um unsere Existenz. Sie lächeln, Professor? — Ich sage Ihnen, wenn Sie wüßten, welche Ränke, welche fein ausgedachte Hindernisse, welche Verleumdungen und Entstellungen der Worte und des Sachverhaltes, welche Infamien und Perfidien man zu bekämpfen hat, wenn man das kirchliche Leben öffentlich zu vertreten wagt, Sie würden trauern mit mir und mitfühlen die Marter, die ich täglich ausstehen muß... Da sind Journalistenklubbs, Coterien literarischer Gauner und intelligenter Beutelschneider, die Voltaire als Götzen verehren und die seinen Wahlspruch: Ecrasez l'infâme! adoptirt haben. Ich versichere Sie, daß es keine Schändlichkeit im Gebiete der Publicistik gibt, die sich diese Elenden nicht erlauben; sie lügen, sie betrügen, sie verdrehen die Wahrheit, sie verleumden frech und unverschämt, sie höhnen und witzeln, sie hetzen und wühlen — und wenn es ihnen gelungen

ist, einmal wirklich Etwas bei uns zu entdecken, was verbessert werden könnte, oder wenn sich eine geistliche Person wirklich verging — wehe! Da fletschen sie teuflisch die Zähne und zu Tode geritten wird das Ereigniß und stereotypirt wird es, um ja recht viele Herzen mit Haß zu erfüllen gegen die uralte, heilige Kirche. Und gegen solche Leute soll man mit Liebe auftreten? Man wäre ja ihr Spott! Nein — Kampf, unversöhnlicher Kampf auf Tod und Leben! — Ich wenigstens werde nicht aufhören, dieses fluchwürdige Treiben aufzudecken, zu bekämpfen und zu brandmarken — sollte es mir das Leben kosten. Bis zum letzten Athemzuge will ich streiten für das Recht und für die Freiheit der katholischen Kirche!"

„Ich bewundere diesen ungebrochenen Heldenmuth — ach! der meinige ist längst dahin," sagte Habakuk. „Ich bin niedergedrückt und fast unfähig, etwas Großes zu leisten. Ich lache und spotte über die größten Beleidigungen und Bitterkeiten, und doch schmerzt mich im Innern die kleinste Kränkung auf das Tiefste. Ich möchte gerne den Philosophen spielen, bin aber ein schwacher alter Mann; ja, Sie hatten Recht, wenn Sie sagten, man könne kein Zutrauen zu mir fassen, da ich doch selbst keines zu mir habe. — Freilich! die Menschen haben auch nicht viel gethan, um mich zu einem vertrauenswürdigen Kämpfer für Recht und Wahrheit zu machen; sie haben mich verkannt und meine schönsten Gefühle gar oft verhöhnt; sie haben meine guten Absichten vereitelt und meine Thaten ignorirt; sie haben meine Reden nicht verstanden und mich

doch gelästert darum; sie haben sich mit mir unterhalten, sich meiner aber nicht angenommen, wenn es hieß, mich zu erhalten; meinen Patriotismus und meine ächte Freiheitsliebe haben sie mit einer Katzenmusik belohnt und meinen Glauben haben sie übertriebenes Toleranzeln genannt" — er warf einen Seitenblick auf den Kanonikus — „und warum? Weil ich nicht vollständig einlenkte in die Bahnen der Zeit, weil ich mich immer selbstständig erhalten und meine humoristische Lebensanschauung nicht trüben lassen wollte! Sei es; mein Humor ist eine aqua toffana geworden, welche Andere und endlich mich selbst vergiftet hat. Ich bin todt für die Welt, bald — bald wird die Welt auch todt für mich sein!"

„Nicht weil Sie sich selbstständig erhalten wollten," erwiederte der Kanonikus, „haben Sie nicht jenen Erfolg in der Welt erzielt, den Ihr Talent und Ihr edles Herz verdiente, sondern gerade im Gegentheile, weil Sie zu wenig selbstständig waren, weil Sie niemals eine feste Basis hatten, niemals auf einem Boden standen, den Sie selbst für den einzig möglichen hielten ... mit einem Worte, Ihr Glaube war nicht intensiv genug; — seien Sie nicht beleidigt, aber sie waren nur halb ein Kind des Lichtes, zur andern Hälfte waren Sie ein Kind der Finsterniß; jetzt mit Sehnsucht aufblickend zum Vater der Liebe und jetzt sich lüstern versenkend in das Reich der Lüge und der irdischen Freuden ... es ist aber das traurige Schicksal der Halbheit, es Niemanden recht zu machen und von Allen verlassen unterzugehen."

„Sie sind hart gegen den Professor, hochwürdiger Herr,“ sagte Starr, dem die strenge Beurtheilung seines Freundes an's Herz griff.

„Nein, der Herr Kanonikus hat Recht,“ entgegnete Habakuk; „ich sehe es ein! es ist die Wahrheit.“

Achtzehntes Kapitel.

Doch ein Kind des Lichtes!

„Wir kommen nun erst auf den eigentlichen Zweck unseres Hierseins zu sprechen,“ sagte Innocenz Starr nach der langen Pause, die auf die leidenschaftlichen Expectorationen des Kanonikus und des Professors gefolgt war, „welcher in nichts anderm besteht, als Ihre bekannte Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Kanonikus.

„Es handelt sich um die Zukunft eines Mädchens, das, jetzt fromm und rein, leicht dem Schicksal der Schönheit, wenn sie mit Armuth gepaart ist, anheimfallen könnte. So reden Sie doch, Habakuk!“

Der Professor war tief in seine Gedanken versunken. Wie aus dem Schlafe geweckt, fuhr er auf: „Ah! — Was wollen Sie eigentlich? — Uebrigens freut es mich gar sehr, daß man überhaupt noch Etwas will von dem närrischen, herabgekommenen Habakuk!“

„Keine bittern Scherze,“ sagte der Kanonikus,

„Versöhnung! Hier meine Hand... So; nun aber sprechen Sie, denn ich muß bis in einer Viertelstunde in's Consistorium."

Habakuk bat nun, der armen Wittwe von Villemont und ihres Töchterleins Irene sich anzunehmen. Für die Versorgung der Wittwe sei zwar durch ein großmüthiges Geschenk Starr's gesorgt, aber Irene brauche noch einen Wohlthäter, damit ihr Loos, falls die Mutter früher sterbe, ehe sie mündig geworden, gesichert sei.

„Das trifft sich glücklich... es ist ein Stiftungsplatz in dem Veltheim'schen Töchterpensionate frei, den ich zu vergeben habe.. Da kann das Mädchen hinkommen... Ich werde die Nebenauslagen bestreiten."

„Schön, Herr Kanonikus; das Kind wird aber die kranke Mutter nicht verlassen wollen..."

„Nun so versuchen Sie's eben — sind sie schwer zu trennen, so terrorisiren Sie sie nicht; es ist das Unglück unserer heutigen Erziehung, daß so viele Kinder gezwungen werden, ihre Eltern zu verlassen und unter fremden Menschen aufzuwachsen. Ich selbst bin nicht dafür, ein Kind in ein Institut zu geben, wenn man es zu Hause behalten und selber erziehen könnte; die mütterliche Pflege und die väterliche Strenge hat es eben nirgends mehr... Doch mitunter sind solche Anstalten eine wahre Wohlthat für Kinder, die sonst sicherlich zu Grunde gehen würden, man muß nur die bestehenden Verhältnisse berücksichtigen — eine Verurtheilung in Bausch und Bogen ist immer ungerecht. Freilich wäre hie und da zu wünschen, daß nicht der

materielle Vortheil, sondern die christliche Nächstenliebe der Hauptfactor bei dergleichen Unternehmungen wäre — nicht wie es bei einigen und gerade von weltlichen Kräften geleiteten Instituten der Fall ist, in welchen zuerst der Gewinn berechnet und dann erst das geistige Wohl der Kleinen berücksichtigt wird .. es wäre zu wünschen, daß man sie erzöge, um den Kindern so viel als möglich die elterliche Liebe zu ersetzen und bei freier Entwickelung aller Anlagen zugleich das religiöse Moment mehr in Anschlag brächte, als es gemeiniglich der Fall ist ... Doch die Herren sehen — ich bin ein unverbesserlicher Doktrinär und mit Recht Oberschulvisitator der Diöcese — also, daß wir auf unser Thema zurückkommen, ich will, daß Sie das Mädchen nicht zwingen, die Mutter zu verlassen, so lange sie lebt... ich weise ihm ein für alle Mal die nöthigen Erziehungsbeiträge an und verlange nur, daß es sich bei rechtschaffenen, christlichen Leuten befinde. Doch jetzt ist meine Stunde gekommen! Auf Wiedersehen, meine Herren!"

Habakuk und Starr dankten dem edlen Geistlichen und empfahlen sich.

Am Stefansplatz standen mehrere Weiber mit Zeitungsblättern, zu deren Kauf sie laut aufforderten, mitunter von einem derben Epitheton begleitet: „Meine Herren — die heutigen Zeitungen — geschwind die „Presse", die „Wiener Zeitung", welche das Podagra hat, der „Studentenkurier", die schwarzgelbe „Geißel", der „Wanderer", die „Gassenzeitung", „Grad aus", die „konstitutionelle Zeitung oder was!" die „Wiener

Katzenmusik" .... schnell her da, meine Herren! 's Blattl um zwei Kreuzer!" „Pfui!" flüsterte Innocenz Starr, „welcher Abschaum der Journalistik! Wie Pilze schießt das grausliche Zeug hervor! Alle Tage ein neues Blatt, und eins übertrifft das andere an Abscheulichkeit! Wenn sie noch aufrichtig demokratisch wären — nun, so wären es eben ausgesprochene Ueberzeugungen; aber man merkt nur zu sehr die Absicht, und ist verstimmt darüber. Der Kanonikus hat doch ganz Recht, wenn er sagt, daß es diesen „Journalistenklubbs", diesen „literarischen Gaunern" um die Ausrottung jeder Ueberzeugung, um die Vernichtung des christlichen Gefühles und der christlichen Sitte zu thun ist. Diese schmutzigen Kerle wollen ja, daß der Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, zwischen edel und gemein, zwischen gut und bös aufhöre, damit sie sich wie die Schweine im Moraste herumwälzen können, sie, welche jede Autorität sowohl auf politischem als religiösem Gebiete für Anmaßung erklären, alles Heilige als Aberglaube, die Religion als Götzendienst, jedes sittliche Gefühl als Wahnwitz und jede Tugend als Verirrung der Natur bezeichnen! Pfui! Schande, Schmach und Fluch über sie!"

„Welches Feuer!" — entgegnete Habakuk in neckischem Tone — „welche Gluth der Begeisterung und welche Gewalt leidenschaftlichen Grimmes! Lieber Starr! Sie sind auch so ein ultramontaner Ritter von der traurigen Gestalt wie der Domherr geworden. Wollen Sie sich auch blamiren vor der gebildeten Welt, vor den Liberalen durch flammende Artikel im „Dom"

oder einem andern klerikalen Blatte? Vergessen Sie ganz, daß wir in einem konstitutionellen .... nein! in einem gesetzlich freien, d. h. von jedem Gesetze freien Staate leben? Ist es nicht das oberste Princip des modernen Staates, jede Richtung als berechtigt im öffentlichen Leben anzuerkennen? Sehen Sie in unserer Presse nicht den größten geistigen Fortschritt? Und ist nicht gerade in ihr die so sehr gerühmte Interessenvertretung realisirt? Während früher nur einzelne bevorzugte Stände ein öffentliches Organ hatten, besitzt deren jetzt jede Klasse von Menschen ein Dutzend und die Aristokraten so gut wie die zerlumpten Proletarier haben ihr Journal. Ja,

,Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn, immer unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende . . .'

so umfängt uns die unermeßliche Wasserfluth der Flugschriften, und die größte Gluth des Hasses vermag sie nicht auszutrocknen. Da haben Sie zum Beispiel die „Presse" für Diejenigen, welche der Spekulation sich widmen wollen; den ,Charivari' oder ,Wiener Katzenmusik' für alle Diejenigen, welche sich heutzutage damit abgeben wollen, ehrliche Leute zu sein; das Tageblatt aller Tageblätter, die ,Geißel', für Die, welche es gut meinen, deren Witz jedoch keinen ,Schmiß' hat; die ,Wiener Reichstags-Lokomotive' für Jene, die von der Barrikade an den Ministertisch per Dampf kommen wollen; die ,Freiheit, österreichische politisch-konstitutionelle Zeitung', für Leute, die noch nicht alle

Achtung vor der Obrigkeit verloren haben, damit sie dieselbe gewiß verlieren; ‚Wahrheit' für Alle, welche die Lüge zu ihrem Gewerbe machen wollen; die ‚allgemeine österreichische Zeitung' für Jene, welche noch die Grille haben, patriotisch zu denken; ‚Wiener Gassenzeitung' für Gebildete; ‚Grad aus' für unsere Staatsmänner, und endlich den ‚Narrenthurm' für die lieben Wiener. Es lebe die Freiheit!"

Starr lächelte. „Es ist doch was Gutes um den Humor," sagte er, „besonders in schweren Zeiten. Man scherzt sich über das Elend hinweg!"

„Humor ist die Schminke auf den Wangen einer Leiche!" erwiederte der Professor. „Uebrigens," fuhr er fort, „kann man noch immer scherzen, so lange die Leute so offen und rücksichtslos auftreten und ihre, wenn auch entgegengesetzte Meinung rund heraus sagen. Man widerlegt sie einfach mit der Wahrheit, die am Ende immer siegen muß. Glauben Sie mir, lieber Starr, die Zügellosigkeit der Presse ist nur ein Resultat unserer im Großen ganz und gar verderbten Bildung und die zu Tage getretene Folge der sogenannten aufklärerischen Bestrebungen der früheren Jahre ... Es war eine langwierige, fein angesponnene und mit allen Mitteln der Ironie, der Bosheit und Frivolität, ja selbst der Grobheit und Gemeinheit ebenso wie der feinsten Raffinerie fortgeführte und endlich mit traurigem Erfolge gekrönte Intrigue ... christliche Sitte und christliches Leben bei der Masse in denselben Mißkredit zu bringen, in welchen sie bereits bei den sogenannten Gebildeten gefallen waren. Wir

verschuldeten es, daß eine Literatur auftauchte, welche mit geringen Ausnahmen ein Gebäude der Unsittlichkeit, des Unglaubens und einer schrankenlosen Freiheitslust ist, von der wir Alle mehr oder weniger angesteckt sind, ohne daß wir merken, wie weit wir schon entfernt sind von aufrichtiger christlicher Gesinnung und ächter den Mann ehrender Freiheit! Es mußte kommen, wie es kam. Wie der Schiffer die Lurlei verlockend singen hört und von wildem Taumel erfaßt, nicht vernehmend das unheimliche Brausen, das mahnend hervorrollt aus dem Wogenabgrunde, seinen Nachen dem Felsen zulenkt, an dem er zerschellt, so kann unsere Zeit nicht länger den süßen und doch so verderblichen Lockungen zur Empörung gegen Thron und Altar widerstreben — unsere Bildung ist die Lurlei, der Abgrund, in den wir stürzen um darin unterzugehen — die Revolution...

‚Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan'."

Unter diesen Gesprächen waren sie zur Schottenhofgasse gelangt. „Begleiten Sie mich, Herr von Starr?" fragte Habakuk.

„Erwünscht wär' es mir, wenn ich der Scene beiwohnen könnte, wie Sie den Armen als Schutzengel erscheinen."

„So kommen Sie! Wenn Sie mich übrigens den Schutzengel der Armen nennen, so sagen Sie nur, was ich gerne sein möchte."

Nun traten sie ein in die ärmliche Wohnung der Frau von Villemont. Sie schlief. Irene saß auf einem

Schemel am Bette der Mutter und spielte mit Habakuk's Raben, den er dem Mädchen zur Unterhaltung überlassen hatte. Frau von Villemont erwachte sogleich. Irene sprang auf und hing sich freudig an den Arm des Professors, indem sie ihn mit den großen, hellen Augen fragend ansah. „Reni!" sagte der Professor, „die heil. Mutter Gottes Maria-Treu hat wieder geholfen ... Diesmal aber hat sie sich besonders ausgezeichnet. Der hochw. Herr Kanonikus Stahlmann hält ein Plätzchen im Pensionate für Sie frei ... Sie können gleich eintreten; er bezahlt Alles, was Sie außer dem Stipendium noch nöthig haben."

Mutter und Tochter sahen sich zweifelnd an. Frau v. Villemont nahm nach einer Pause das Wort: „Ja, das wäre eine Wohlthat für mein Kind ... es könnte sich doch ausbilden und die feineren weiblichen Arbeiten erlernen ... Irene, danke Gott für dieses Glück!"

Das Mädchen hatte aber nur einen Augenblick gezaudert — dann warf es sich der Mutter um den Hals, küßte sie und rief: „Das geht Dir nicht von Herzen, Mütterchen! Nein, nein! Ich verlasse Dich nicht, und sollt' es mir wo anders auch noch so gut ergehen! Mütterchen, Herzensmütterchen! Befiehl' mir's nicht!"

Frau v. Villemont schlang ihren Arm um ihre Tochter und sagte mit Thränen im Auge: „Wenn Du nicht willst, Irene, so zwinge ich Dich nicht. Gott wird uns doch nicht verlassen!"

„Nein — das wird Er nicht, Er, der des Armen gedenkt und mildthätige Menschen aufruft, den Be-

drängten zu helfen... Seht, meine Lieben, Irene geht nicht in die Pension, aber sie bekommt doch das Geld, welches für sie gezahlt werden müßte.. Der Kanonikus weist es mit Freuden an. Und Frau v. Villemont," fuhr Habakuk fort, „erhält von diesem braven Manne hier einen jährlichen Zuschuß zu ihren geringen Einkünften, damit der Mangel in dieser Behausung fürderhin keine Stätte mehr habe. Morgen erhalten Sie die schriftlichen Dokumente darüber und huben Sie die Anweisungen dieses Herrn im Bankhause Arnold's von Gelde und die Erziehungsbeiträge vom Kanonikus vorderhand bei diesem selbst vierteljährig zu erheben, bis er irgend einem sichern Hause das nöthige Kapital wird angewiesen haben."

Neunzehntes Kapitel.

Das protestantische Pfarrhaus.

Wir finden den Professor Habakuk in Begleitung des Doktor Riesenbein und des Herrn Innocenz Starr in dem protestantischen Pfarrdorfe Mitterbach an der Grenze von Steiermark. Er hatte den Grafen Max von Hohenschau in Neudorf besucht, woselbst er zu seinem Erstaunen auch die Gräfin Flora antraf und war, nachdem er sich einige Tage vortrefflich unterhalten, über Maria-Zell herübergewandert, um mit dem Doktor den romantischen Oetscher zu besteigen. Jährlich ein-

mal machte er solch' eine Excursion; diesmal aber konnte er recht mit Bequemlichkeit eine solche Gebirgspartie unternehmen, da er seine Stelle als Universitätsprofessor niedergelegt hatte und in Pension getreten war. Zugleich sei bemerkt, daß Riesenbein einstweilen als außerordentlicher vortragender Doktor mit der Aussicht auf einen Gehalt von mehreren Tausend Gulden angestellt worden war, um die neue Aera der Wissenschaft in Oesterreich herauffühhren zu helfen, während der Stern der alten Schule, welcher Habakuk, leider! angehörte, in Nacht versank. Doch reichten sich diese beiden Repräsentanten der guten alten und der aufgeklärten neuen Zeit brüderlich die Hände als Freunde, wenn auch nicht als Gesinnungsgenossen. Und das war gewiß schön! — Der Professor kannte die Frau Pastorin in Mitterbach von früher her und machte ihr deßhalb seinen Besuch, während Starr und Riesenbein im Wirthshause blieben, um wegen eines Führers in's Hochgebirg zu unterhandeln. Die Pastorin war eine freundliche, nette Frau von etwa vierzig Jahren. Sie kam dem Professor lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand: „Das ist schön, Herr von Habakuk, daß Sie uns auch wieder einmal die Ehre geben; ich dachte, Sie hätten unser schon ganz vergessen! Freilich sind wir da im Gebirg drin, und wären nicht die Wallfahrer, so sähe man Jahre lang Niemanden von der Welt draußen."

„Liebe Frau Pastorin! Wie sollte ich Sie vergessen haben? Halten Sie mich für so undankbar? Wahrlich, die schönen Stunden, die wir vor Zeiten im

Hause Ihres Großvaters zugebracht haben, sind mir noch in bester Erinnerung. Der gute alte Herr! Wie er uns ausschelten konnte mit scheinbarer Strenge, daß wir ängstlich vor ihm standen und nicht zu muckſen getrauten — und wie er dann herzlich lachte und uns Zschaberln*) nannte . . ."

„Damals lebte auch Ihr Vater noch, Herr Professor, der mit dem meinigen so intim war. Ihr Vater als Katholik und der meinige als Protestant beteten gar oft aus Einem Gesangbuche mit einander und sprachen über religiöse Dinge, daß man den Unterschied der Confessionen gar nicht merkte."

„Ja, ja, damals war das so."

„Man hielt sich eben daran, daß die Hauptwahrheiten überall dieselben sind. Unser Herr Jesus ist für uns so gut, wie für die Römischen gestorben. Daher sollten wir nicht so feindselig auf einander sein, sondern denken, daß wir eben Alle Menschen sind; wenn wir nur unsere Pflichten erfüllen, ob wir nun Katholiken, Protestanten oder Juden sind — so ist das all' Eins."

„In omnibus charitas!" erwiederte Habakuk. „Wenn wir die wahre Liebe haben, dann wird Alles gut gehen . . . Aber Religion muß sein, und es ist auch nicht gleichgültig, welche, liebe Frau Pastorin. Die Wahrheit kann ja nur Eine sein . . . Doch lassen wir das jetzt. Wo steckt denn der geistliche Herr Gemahl?"

---

*) Provinzialismus für „einfältige Menschen".

„Fritz!" rief die Frau, und ein etwa zwölfjähriger Knabe mit langem, weiß-blondem Haare, in Hemdärmeln, mit benagelten Bergschuhen an den bloßen Füßen, übrigens reinlich gehalten, erschien. „Geh in die Laube," sagte die Mutter, „und hol' den Vater! Sag' ihm, daß der Herr Professor Habakuk von Wien gekommen sei." — Der Knabe lief fort ... Bald erschien der Geistliche. Pastor Former lüftete das Sammtkäppchen, womit sein nur theilweise mit Haaren bewachsener, übrigens sehr ausdrucksvoller Kopf bedeckt war. Er reichte dem Professor die Rechte, wie zuvor seine Frau es gethan, und lud ihn ein, mit in den Garten zu gehen, wo er die Zeitungen gelesen habe. „Sie werden doch hoffentlich bei mir bleiben, Herr Professor?"

„Mit Vergnügen würde ich dieser Einladung Folge leisten, hätte ich nicht Freunde bei mir, die im Gasthause sich eingewohnt haben."

„So kommen Sie mit diesen Herren wenigstens zu Mittag, wenn Sie nicht in meinem bescheidenen Pfarrhäuschen Quartier nehmen wollen."

„Zu gütig, Herr Pastor! Ich werde sie holen."

„Warten Sie, Professor, ich begleite Sie. Bring mir meinen Ueberrock, Fritz, und Hut und Stock." Der Knabe brachte das Verlangte. Während der Pastor mit Hülfe seiner Gattin sich ankleidete, unterhielt sich der Professor mit dem Knaben, der ihn mit seinen klaren Augen neugierig betrachtete, wie es die Gebirgsbewohner gleich den Alpenkühen zu thun pflegen, wenn ein „Unterländer" kommt.

„Das ist mein Jüngster," sagte der Pfarrer. „Die Hedwig hat voriges Jahr den Prediger Streiter in Wien geehelicht, und der Wolfgang, der als Doctor juris kaum seine Praxis begonnen hatte, wurde in den Reichstag gewählt. In der vorgestrigen Nummer der National-Zeitung steht eine Rede von ihm abgedruckt."

„So? Ein parlamentarisches Genie?"

„Ja — aber gegen meinen Willen; ich bin für das Solide — ein junger Mann sollte sich vorerst eine bestimmte Lebensstellung erkämpft und Erfahrungen gesammelt haben, bevor er in Angelegenheiten eines großen Reiches debattirt. Aber die Jugend hört nicht mehr auf die Ermahnungen des besonnenen Alters. Sie weiß nichts von dem Worte der Schrift: ‚Höret eures Vaters Urtheil, meine Kinder, und handelt also, damit euch Heil widerfahre'."

„Es ist, wie Sie sagen; Alles überstürzt sich heutzutage ... Niemand will warten, bis seine Zeit gekommen ist. Kaum den Kinderschuhen entlaufen, zünden sich unsere hoffnungsvollen Garçons eine Cigarre an und besuchen das Kaffeehaus. Wichte, die kaum addiren können, sprechen über die Staatsfinanzen, und Schulbuben entscheiden in Sachen des öffentlichen Rechtes, der Religion, der Sitte und der Kunst. Kein Wunder, wenn unsere Verhältnisse derartig verwirrt sind, daß man nicht mehr weiß, wer Herr und wer Diener, wer vornehm und wer gering, wer weise und wer närrisch ist. Ein Babel ohne Gleichen!"

Der Pastor schüttelte nachdenklich das Haupt. Indeß war sein Anzug in Ordnung und sie gingen.

Schon auf halbem Wege kam ihnen Starr entgegen. „Der Doktor kommt gleich nach," sagte er, „er nimmt nur ein Gabelfrühstück im Wirthshause." Schon erschien auch Riesenbein. Er hatte seine Botanisirbüchse umgehängt und ein Buch in der Hand. Als Habakuk dem Pastor die Herren vorgestellt hatte, begaben sich alle Vier zurück in's Pfarrhaus, wo die Frau Pastorin schon thätig war, ein Mittagsmahl herzurichten. Nachdem der Pastor den Herren das Bethaus und seine bescheidene Wohnung gezeigt hatte, führte er sie in das Lusthaus, welches gewöhnlich die ‚Laube' hieß, weil es mit Epheu und Jasmin ganz überwuchert war. Dort war schon gedeckt; Wein, Brod und Salz auf dem Tische — die freundlichen Boten einer bevorstehenden Mahlzeit und uralten Symbole der Gastfreundschaft.

„Die Herren wollen den Oetscher besteigen?" fragte der Pastor. „Nun, da morgen erst Dienstag ist und kein sonstiges Hinderniß entgegensteht, so werde ich es mir zur Ehre rechnen, die Partie mitzumachen. Obwohl ich schon so lange hier bin, so hab' ich den interessanten Berg erst einmal bestiegen." Die Gäste gaben erfreut ihre Zustimmung. „Wir werden morgen Vormittag aufbrechen," fuhr Former fort, „so daß wir bis gegen Abend bequem zum ‚Ochsenhalter' gelangen, wo wir übernachten müssen. Haben die Herren schon einen Führer?"

„Eben unterhandelte ich im Gasthause" — erwiederte Starr — „wegen eines solchen. Sie brachten den ‚Fuchs Poldl', wie sie ihn nannten, daher; der

begehrte aber 12 Gulden für zwei Tage. Ich fand das sehr unverschämt."

„Sie bekommen kaum einen billigern!" sagte der Pastor. „Die Leute leben davon. Uebrigens ist der Fuchs ein sehr verläßlicher Bursche — ich kenne ihn. Nehmen wir ihn also."

„Gut."

Die Pastorin brachte jetzt die Suppe. Der Pastor sprach ein stilles Gebet aus Rücksicht auf seine katholischen Gäste und lud sie herzlich ein, Theil zu nehmen am Mahle. Man war sehr heiter und sprach Anfangs fast gar nicht von den politischen Ereignissen, die doch alle Gemüther damals beunruhigten, sondern unterhielt sich mit Schilderungen der Alpenwelt, mit Jagdanekdoten, Wallfahrergeschichten und wissenschaftlichen Erörterungen. Der Pastor war ein sehr gebildeter, in allen Fächern belesener Mann, was man an einem einfachen Gebirgspfarrer gewöhnlich nicht sucht. Besonders angelegentlich unterhielt er sich mit Doktor Riesenbein, weil dieser Protestant und von Berlin war. Was derselbe von den kirchlichen Verhältnissen Preußens und des protestantischen Deutschlands, von den Kämpfen zwischen den Katholiken der Rheinprovinz und der Regierung, sowie den Reibungen zwischen den verschiedenen Sekten unter einander, den Altlutheranern oder Orthodoxen, den Augsburger Confessionisten, den Calvinisten, den Pietisten, Swedenborgianern, Irvingianern und so vielen andern Gliedern des großen akatholischen Polypen wüßte, mußte er erzählen. Dadurch war das

Gespräch auf den kitzlichen Punkt der Religionsverschiedenheit gekommen. So sehr Habakuk und noch mehr Starr diesem Thema auszuweichen suchten, es hing herein in den gemüthlichen Kreis wie eine schwarze Wolke, welche sich entladen mußte ...

„Was kümmert's mich am Ende," sagte der Doktor und verzog den Mund wie gelangweilt — „ob diese oder jene Religionspartei die Oberhand gewinnt! Freilich im Interesse des Fortschrittes ist es nicht zu wünschen, daß die herrschsüchtigen, finsteren Römlinge siegen; aber am Ende sind die kirchlich gesinnten Protestanten auch nicht viel besser. Die Menschheit muß sich eben nach und nach von diesen confessionellen Zwangsjacken ganz befreien, damit das Licht der Humanität leuchten kann in seinem vollsten Glanze. Die christlichen Parteien sind ja doch eben so viel, wie die verschiedenen Parteien im Staate; im Grunde hat keine Recht, weil jede einseitig ist; das gebildete, reine Menschenthum steht nicht auf den Zinnen der Partei, sondern hoch über den Parteien."

„Und worin, wenn ich fragen darf, Herr Doktor, besteht dieses gebildete, reine Menschenthum?"

„Das gebildete, reine Menschenthum oder die Religion der freien Menschlichkeit besteht in der gänzlichen Verwerfung alles Dessen, was der Vernunft widerspricht, zugleich mit dem positiven Inhalte der Verpflichtung, der allgemeinen Wohlfahrt, dem geistigen Fortschritte und jeglicher naturgemäßen Entwicklung des menschlichen Geschlechtes nicht nur nicht hindernd entgegenzutreten, sondern sie nach Kräften zu fördern. Das

ist die ächte Humanität; die haben Lessing, Schiller, theilweise auch Göthe, und vor Allem der protestantische Superintendent Herder gelehrt ... Der Deutschkatholicismus kommt ihr noch am nächsten, obwohl er auch noch viele lächerliche Auswüchse hat, als z. B. den Glauben an eine Seelenfortdauer, die Anerkennung des Gewissens als Gottesoffenbarung, das Abendmahl sowie die lächerlichen Ceremonien bei Eheschließungen und Begräbnissen, um so lächerlicher, da sie auch gar keinen Inhalt haben, wie sich Protestanten und noch mehr die formenseligen Katholiken denselben wenigstens hinzudenken sollen."

„Es ist genug," sagte der Pastor aufgebracht, „Ihre Religion ist der krasseste Materialismus — das liegt auf der Hand. Und Sie nennen sich einen Protestanten? Heiliges Andenken Luthers, wie wirst Du getrübt und wie wird Dein großes Werk der Befreiung in Deinen eigenen Kindern geschändet! ‚Post tenebras lux!' riefen einst Deine Anhänger, als sie den römischen Antichrist bezwungen hatten, jetzt dürften sie rufen: ‚Post lucem tenebrae!' Es wird wieder finster auf der Erde, nicht mehr durch das geschwächte Rom, sondern durch die antichristliche Intelligenz und die zu Heiden gewordenen, abtrünnigen Kinder Israels. O daß man es doch erkennen möchte, wie gerade im Protestantismus der rechte Mittelweg eingeschlagen wird zwischen den Anmaßungen einer mittelalterlichen Priesterkaste und den Aposteln der Rehabilitation des Fleisches. Der Protestantismus ist der Retter der Menschheit aus den Banden des Aberglaubens, wie des Un-

glaubens ... Wer das nicht einsieht, der ist zeitlich und wahrscheinlich auch ewig verloren."

Innocenz Starr nahm nun das Wort und sprach: „Ehrwürdiger Herr! Sie sprechen von Ihrem Standpunkte aus und zwar nur das, wovon Sie auch überzeugt sind. Meine vollste Achtung deßwegen ... ich wollte auch gar nicht in Ihrem Hause über religiöse Dinge sprechen ... nun aber Niemand berücksichtigt, daß hier eigenthümliche Verhältnisse obwalten, und die heilige katholische Kirche so hart mitgenommen wurde, so kann ich als guter Katholik nicht umhin, mich ihrer anzunehmen, was Sie mir nicht verargen können. Die abscheulichen Aussprüche des Herrn Doctor will ich hiebei ganz ignoriren, denn da müßte man anders kommen, als es die gegenwärtigen Umstände erlauben."

Riesenbein lachte verächtlich — schwieg aber.

„Ich will mich nur an Sie halten, Herr Pastor!" fuhr Starr fort. „Sie nennen die protestantische Religion die Befreierin der Menschheit von dem Despotismus einer herrschsüchtigen Priesterkaste und eine Retterin aus den Banden des Aberglaubens wie des Unglaubens. — Nichts ist jedoch falscher, als diese Behauptung. Abgesehen davon, daß Martin Luther sich nur aus Eigensinn von der alten Kirche trennte, daß er nichts weniger als ein Apostel der Freiheit war, wie er im Bauernkrieg bewies, wo er begehrte, die rebellischen Bauern wie die Hunde todtzuschlagen, daß er fast täglich etwas Anderes lehrte und selbst sagte, daß er dem römischen Papste zum Trotz immer das Gegentheil von dem bestimme, was dieser befehle ... abge-

sehen davon, so hat der Protestantismus als solcher seine innere Zerfahrenheit deutlich an den Tag gelegt dadurch, daß er sich in unzählige Fraktionen zersplitterte, weil es ihm an der Hauptbedingung jedes Organismus, an der Einheit, gebricht. Nicht einmal eine geistige Einheit ist da ... denn die großen Dichter und Denker, welche als Zierden des Protestantismus hingestellt werden, hielten sich gänzlich von ihrer Kirche fern, ja sie näherten sich mitunter eher noch der katholischen — wie Lessing in manchen Sätzen seiner theologischen Zeitschriften, wie Schiller durch seine vielleicht nicht beabsichtigte Verherrlichung der katholischen Kirche in mehreren seiner Dichtungen. Göthe war ein entschiedener Gegner jedes Christenthums — er war Pantheist, und nur als Greis wagte er eine symbolische Anerkennung der Erhabenheit christlicher Anschauungen. Herder war ein geist- und gemüthvoller Mensch, aber Doktor Riesenbein hat darin nicht so Unrecht, wenn er sagt, daß er ein indirekter Gegner des Christenthums gewesen ... Er war jedenfalls ein sogenannter ‚Aufgeklärter‘. Wie nun jene Geister im Schooße der protestantischen Gemeinschaft als Gegner derselben auftreten und doch als ‚große Protestanten‘ gepriesen werden, so ist's noch heute ... Wollte ich nun annehmen, daß diese Erscheinung eine Consequenz der protestantischen Glaubensfreiheit ist, so müßte ich sagen, daß dieses Bekenntniß geradezu den Unglauben befördert, also nicht davor rettet. Wie wohlthätig erscheint von diesem Gesichtspunkte die ‚Herrschaft der Priesterkaste und der Despotismus Roms!‘ Freilich, der katholische Klerus

hält Alles fern, was unkirchlich ist, und wacht über die Reinhaltung der Lehre. Rom ist ein Fels — an dem alle Sekten zerschellen müssen, es ist ein stolzes Gebäude, zü dem vor Allem Christus der Herr das Fundament gelegt, an dem die Apostel, geleitet von ihrem auserkorenen Führer Petrus, weitergearbeitet haben. Der Riesenbau wurde fortgeführt von zahllosen Martyrern und Martyrinnen, heiligen Bekennern und frommen Asceten, den wahrhaft genialen, gewaltigen Männern, die man Kirchenväter nennt, überwacht von einer imponirenden Folge von Päpsten, einer ununterbrochenen hierarchischen Linie seit den Tagen des Apostelfürsten Petrus bis auf unsere Zeit. Und wenn sich auch noch so gewaltige Stürme erhoben — das Gewitter verzog sich doch immer — und das Gebäude stand; und wenn weltliche Herrscher kamen und sagten: Reißt das Gebäude nieder! . . . und wenn tausend Hände mit Hacken und Schaufeln beschäftigt waren am Werke der Zerstörung — das Gebäude trotzte allen Angriffen, es stand; und wenn auch der schreckliche Riß der sogenannten Reformation einen Theil von dem Ganzen trennte — es stand doch; und wenn, Maulwürfen gleich, haßerfüllte Philosophen die Grundfeste der Kirche, das Dogma, unterwühlten, und endlich die politischen Revolutionen gleich empörten Meereswogen sich heranwälzten — es stand doch und wird stehen bis an's Ende der Tage!“

„Und doch ist Rom,“ sagte der Pastor, „das Bollwerk des Aberglaubens, der Volksverdummung und der Gegensatz jeder Freiheit. Gut organisirt ist die

katholische Kirche — ja, ich muß es zugeben. Aber entspricht diese Organisation dem natürlichen Bedürfnisse des Menschengeistes? Hält die unabhängige Ueberzeugung edler Männer, hält der Sinn für Recht und Freiheit, hält die wahre Liebe zur Menschheit dieses ‚stolze Gebäude' zusammen? Nein; was sind die Motive dieses katholischen Vereins: Ehrgeiz, Egoismus, Eitelkeit."

„Ah! Herr Pastor! diese Vorwürfe treffen nicht ... in's Herz der Menschen kann man freilich nicht blicken — nur Gott kann es! — Das aber ist gewiß, daß es innerhalb des Katholicismus wenigstens eben so viele wohldenkende, überzeugungstüchtige, für die wahre Freiheit und den ächten Fortschritt begeisterte Männer gibt, als irgendwo anders; daß gerade die katholische Kirche noch die einzige Vormauer des Völkerrechtes und der öffentlichen Sitte ist, und daß nur sie allein der gewaltigen Riesenschlange der Neuzeit, der Revolution, widerstehen kann, ohne eine Sklavin des Despotismus oder eine Freundin der Pöbelwirthschaft zu werden. — Der Ehrgeiz hält sie zusammen? Ist das Ehrgeiz, auf weltliche Auszeichnungen, Stellen, Beförderungen, auf eine hoffentlich zu machende Carrière Verzicht zu leisten, um den Lärm des Weltlebens mit der Stille der Zelle zu vertauschen? Ist das Egoismus, den Lockungen des Sinnenkitzels zu widerstehen und die Sehnsucht nach den Freuden des häuslichen Herdes zu unterdrücken? Einsam seinem Gotte zu leben und ein schweres Kreuz zu tragen? Ist das Eitelkeit, seine Talente und Kräfte einem gewaltigen Organis-

mus unter- und beizuordnen, ohne für sich selbst jemals einen andern Lohn dafür auf Erden zu erhalten, als Spott und Verachtung? — So sieht es aus in den Bollwerken des Aberglaubens. Ist das der rechte Glaube, der den Körper der Christuslehre seines Fleisches beraubt und zu einem dürren Knochengerippe macht, oder der, welcher, ein höheres Motiv als die Nutzseligkeit anerkennend, diesen Leib nährt durch himmlische Liebe und verklärt durch Opferwilligkeit, Entsagung und steten Hinblick auf das Ewige? Die katholische Kirche hat ihre Grundfesten auf Erden, aber ihre Zinnen ragen in das Jenseits hinüber. Alles ist in ihr auf ein anderes Leben, auf das Uebersinnliche berechnet ... Und bei alledem hat die Kirche sich stets mit der wahren Bildung verbunden und dem Fortschritt im politischen Leben sich nie entgegengestellt, wenn er ein legaler war. Große Denker, große Dichter, große Gelehrte sind aus ihr hervorgegangen und in ihr geblieben — was viel sagen will, da es in andern religiösen Genossenschaften nicht der Fall ist ... Sie hat die gewaltsame Unterdrückung der Sekten nie genehmigt, das Gewissen soll bei ihr entscheiden. Während die Andersgläubigen immer an ihrem Sturze arbeiten, hat sie die Hand gereicht zur Versöhnung ... gegen gleiche politische Rechte der Confessionen und die Freiheit des Bekenntnisses kein Veto einlegend... salva doctrina versteht sich. Sie hat die Irrenden stets mit Liebe umfaßt und nur den Irrthum bekämpft ... so ist sie wahrhaftig die einzig mögliche Kirche."

Der Pastor wollte antworten — aber Habakuk,

bemerkend daß Leidenschaft sein Angesicht röthe, stand auf, ergriff ein Glas und sagte: „Wohlan! Umfassen wir uns mit Liebe — wir sind die Personen und nicht die Lehre.. Alles zu seiner Zeit! Hier wollen wir nicht streiten, sondern uns des Lebens freuen! Wer weiß, wie lang uns noch das Lämpchen glüht!' In omnibus charitas!"

So gelang es dem Professor, dem bedenklichen Streite Einhalt zu thun, der jedenfalls am unrechten Orte war. Die Herren schwiegen fortan davon und unterhielten sich über andere weniger entzündliche Gegenstände.

Zwanzigstes Kapitel.

Habakuks Tod.

Kaum hatte die Morgensonne die Gipfel der Berge geröthet, als auch schon die Touristen mit ihrem Führer vor dem Pfarrhause sich versammelten. Bald erschien auch der Pastor, und nachdem die Herren in der heitersten Stimmung gefrühstückt hatten, empfahlen sie sich von der Frau Pastorin, welche ihnen ein „Glück auf!" zurief, ihrem geistlichen Gemahl noch einigen Mundvorrath nebst einer Flasche ächten Nußbranntwein in die Tasche steckte und den Abgehenden lange nachsah, bis sie endlich im Gehölze verschwanden. — Nach einem mehrstündigen Marsche gelangten die Wan-

derer zum Hagerbauer. Dort steht ein einsames, längst verlassenes Kirchlein, „St. Johann in der Wüste" genannt. Hier ruhten sie. Innocenz Starr und der Doktor klopften an den Steinen herum und stritten sich über die Art und Weise der Felsbildungen und die urweltlichen Eruptionen in der steierischen Alpenwelt. Der Pastor saß still sinnend auf einem Steinblock und sah hinaus in die tief-öde Gegend, die sich vom Hagerbauer aufwärts bis zum Spillbichler, am südlichen Fuße des Oetschers, erstreckt. Habakuk überkam ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, eine, wie Alban Stolz so treffend sagt, „gegenstandlose" Traurigkeit füllte seine Seele. Es drängte ihn, die stille Kirche zu betreten. Es war ihm, als hörte er die längst verstummten Glocken, gleichwie in Uhlands „verlorener Kirche":

„Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden."

Er ging hinein. So leer, so melancholisch war's da drinnen. Und doch — als ob der Geist der Andacht nicht mehr weichen könnte von der Stätte, wo einst der fromme Glaube betete — erfaßte eine weihevolle Stimmung den Eintretenden. Er entblößte sein Haupt, daß der scharfe Zugwind die weißen Locken

aufkräuselte ... Es gibt Stunden im Leben, wo wir uns so einsam und verlassen fühlen, wo wir uns sehnen nach Jemanden, dem wir uns mit Liebe nähern, dem wir mit Vertrauen uns anschließen möchten! Es ist ein unvertilgbares Bedürfniß der Menschenbrust, mit theilnehmenden Menschen zu verkehren, mit ihnen sich zu freuen oder mit ihnen zu leiden, aber eben mit ihnen — nicht allein sich zu freuen, nicht allein zu leiden! — — Ach! und wenn wir nun durch eigene Schuld oder durch ungünstige Verhältnisse nie des Glückes der Freundschaft uns erfreuten, nie theilnehmende, mitfühlende Worte hörten, nie ein Herz fanden, das dem unsern liebevoll und aufrichtig entgegenschlug — da durchzittert ein stummes Weh unsere Brust, um so schmerzlicher, um so bitterer, weil stumm. — Habakuk hatte bei alledem, daß so viele Menschen sich für ihn interessirten und er mit einer „Unzahl Gönner sich schleppte“ wie er zu sagen pflegte, ein einsames Leben geführt. Allein gestanden war er immer; wenn er eben nicht allein stehen wollte, und wenn seine Seele überquoll von Empfindungen, so war Niemand, der sie mit ihm theilte. Es mochte ihn daran gemahnen, als er im St. Johannskirchlein stand und tief ergriffen seine Hände zu einem kurzen Gebete faltete. Aber es gemahnte ihn auch, daß hier in dieser Einöde um den Verlassensten ein Hauch aus dem Jenseits wehe und gleichsam von der Luft getragen leise Klänge heranschwebten: „Sei ruhig, Menschenherz! Einer versteht Dein Weh, wie Deine Lust — Gott!“ — Draußen rief's: „Herr Professor! Kommen Sie doch!“ Er ver-

ließ nun die Kirche und schloß sich den auf ihn Wartenden an. „Wie lang haben wir zu wandern bis zum Kollmer?" fragte der Pastor den Führer." Nun — drei Stunden sicher, Hochwürden!" erwiederte der Fuchs Poldl, indem er rüstig voraufschritt. Durch eine hügelige, trostlose Wüstenei ging's nun vorwärts, bis sie endlich gegen Mittag die letzte Bauernhütte auf der Höhe erreichten. Dort wurde eine Mahlzeit bereitet. Von den Bauersleuten konnten die Touristen durchaus nichts als Brod und ein paar Eier erhalten; aber sie hatten sich schon tüchtig verproviantirt. „Warum so trüb gestimmt, Professor?" fragte der Pastor, als sie beim Mahle saßen. „Ich weiß nicht," erwiederte dieser — „die Einsamkeit dieser Bergwelt muß einen niederdrückenden Einfluß auf meine Seele üben; ich versinke unwillkürlich in Gedanken — was mir doch sonst selten passirt," fügte er etwas heiterer hinzu. „Lassen Sie diese Stimmung nicht aufkommen," mahnte Starr — „es ist nicht gut; gereizte Nerven sind nichts für Einen, der den Oetscher ersteigen will." „Manchmal steigt man hinan," sagte Habakuk still — „und nicht mehr herab." Die Herren lachten. „Der Professor bekommt Furcht!" spottete Riesenbein. „Fühlen Sie nicht ein Kribbeln-Krabbeln in der Herzgrube?" fragte Starr, der sonst nicht scherzte, aber jetzt den Professor erheitern wollte. „Ach," sagte Habakuk, und seine Laune schien zurückzukehren, „ich habe gehört, daß in den romantischen Oetscherwildnissen Feen und Berggeister ihr Unwesen treiben, und daß es von Wasserfrauen bewohnte Seen hier gibt, deren Gestade keines

Menschenkindes Fuß noch berührte. Wie leicht könnte mich ein dämonischer Zauberer an solch' ein stilles Gewässer ziehen und die Nixe sich dann aus der geheimnißvollen Fluth erheben und

,Sie spricht zu ihm, sie singt zu ihm,
Da ist's um ihn gescheh'n —'

und der Habakuk sinkt hin, verschwindet in der kalten Tiefe:

,Und wird nicht mehr gesehn'."

So unterhielt er die Herren wieder, daß ihnen der lange Marsch über die Riffel, einen Bergsattel, der den kleinen mit dem großen Oetscher verbindet, bis zum Ochsenhalter hinan nicht langweilig wurde. Dort oben befindet sich eine einsame Hütte zwischen den letzten Bäumen und bietet einen dürftigen Aufenthalt für die Nacht. „Wie ich mich freue auf den Sonnenaufgang morgen!" sagte Habakuk. „Es ist eine reine Zauberei!" erwiederte der Führer; „auf dem Hochschwab ist's nicht einmal so schön!" „Man muß dieses Vergnügen aber auch verteufelt theuer erkaufen," sagte der Doctor. „Wären nicht die Mineralien, des Sonnenaufgangs wegen wär's doch nicht der Mühe werth, sich so abzumüden." „Da zeigt sich wieder Ihr moderner Zopf!" meinte Habakuk. „O ihr! die ihr uns ausgediente Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit Pedanten nennt, wie Unrecht thut ihr uns! Wir haben doch Gefühl für Gottes Natur, und eine Sünde scheint es uns, hoch über der Menschenwelt ein Rhododendron zu zergliedern oder ein Mineral wissenschaftlich zu ergründen. Wir genießen hier oben die wahre Freiheit und

keinen Schulstaub, auch kein politischer Wind und kein ästhetisches Lüftchen soll uns da entgegen wehen! Hier lehrt ein größerer Schulmeister, als alle die Katheder-hocker da unten; hier waltet eine andere Politik, als in der Menschenwelt mit ihrem Zeitgeist und ihren Errungenschaften, mit ihrem Freiheitslärm und ihrer Elendigkeit und Kleinlichkeit! Da gilt eine andere Schönheitslehre, als Vischer und Carriere ausgeklügelt und zusammenpedantisirt haben!" „Der Geist Gottes" — sprach der Pastor — „scheint Einem hier näher zu sein. Man vergißt die Erde." „Hier zu sterben, wie Moses auf Bergeshöh', wäre schön!" rief Habakuk aus. Es war ihm heute immer, als sollte die Psyche das morsch gewordene Gerüste seines Leibes bald verlassen, um aufzuschweben in den reinen Aether, in die Heimath der Kinder des Lichtes. Als die Bergsteiger sich bereits in's Heu verkrochen hatten, saß der Professor noch allein draußen vor der Hütte. Die Nacht war sehr kalt. Ueber das Gebirge spannte sich der reine Sternenhimmel. Der Oetscher-Gipfel lag öde und dunkel da, wie ein schlafender Riese. Habakuk's Augen erhoben sich zu den freundlichen Sternbildern, und tief gerührt flüsterte er: „Wunderbare Welt da oben! Sehnsuchtstillend und erweckend zugleich strahlt ihr Himmelsaugen nieder, die ihr den unermeßlichen Dom des Universums erhellt in der Nacht! Ihr predigt dem zweifelnden Menschen eindringlich, daß es eine Verbindung gibt zwischen den reinen Geistern und den Geschöpfen des Staubes! — Vater da droben! Ich zweifle nicht, Du weißt's, daß ich glaube, daß ich

hoffe, daß ich liebe. Gedenke nicht meiner Schwächen, wenn ich komme in's Reich des Lichtes, und verstoße nicht den, der zwar oftmals irrte, dessen Wille aber niemals böswillig gewesen. Freundliche Sternenaugen! Ihr seht mich an so tröstend, so verlockend. Soll meine Seele wohl bald vorbeischweben an euch? Nun, wie es euer und mein Herr in seiner ewigen Weisheit beschlossen! Sein Name sei gepriesen!"

Ein Lüftchen erhob sich und rauschte in den kärglich wachsenden Kiefern, und dem Professor, der, vom Frost durchschüttelt, nun endlich sein Lager aufsuchte, schien es, als höre er ein leises: „Amen!"

Der Morgen graute. Der Führer erhob sich und weckte die Herren. Bald waren sie auf den Beinen und sich in ihre Mäntel hüllend wandelten sie über die einsame, dämmerige Emporfläche hin. Bald schritten sie an den letzten Gesträuchen vorbei und kahle, vegetationslose Felsen starrten ihnen entgegen. Hie und da bemerkten sie trichterförmige, mit Schnee gefüllte Vertiefungen. — Todtenstille rings umher. In diesen Hochgefilden ist jedes Leben erstorben und wie in einer ausgebrannten Welt schreitet man dahin. Die untere Gebirgswelt war durch schwere Nebelmassen verhüllt, die wie ein riesiges Leichentuch sich über die Thäler breiteten. Nach zwei Stunden langten sie am Gipfel an. Schon blitzte es hie und da zwischen den Bergspitzen und begannen die fernen Gletscher zu glühen. Nach und nach traten die Umrisse der Alpenstöcke deutlicher hervor. Die Nebel wogten und schoben sich in- und übereinander, wie wenn ein unruhig Schlafender

die Kissen herumwirft. Sie zerrissen endlich und stiegen empor. Da lag die ganze Alpenwelt in ihrer wunderbaren Herrlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern weit hinaus das flache Land. Die entzückten Beschauer entdeckten, dem Zeigefinger des kundigen Führers mit dem Auge folgend, die steierischen, salzburgischen und selbst die baierischen Alpengipfel... sie sahen im Strahl der emporsteigenden Sonne den Schneeberg, den Wechsel, den Veitsch, den Hochschwab, das Hochthor, den Buchstein, Priel, den romantischen Traustein und den berühmten Dachstein aufragen. Namenlose Freude erfaßte ihre Herzen bei diesem Anblicke, und selbst der Doktor konnte die Wonne seiner Seele nicht verbergen. Der Pastor sank nieder auf seine Kniee und betete, Starr und Habakuk nahmen die Hüte ab, um sechstausend Fuß über den Wohnungen der Menschen ein frommes Morgengebet zu sprechen. — Als sie sich gesättigt hatten an der unaussprechlich schönen Aussicht, traten sie den Rückweg an, jedoch nicht auf der nämlichen Seite des Berges. Sie wollten über die Brunnsteinalpe zum Erlapfsee hinabsteigen und beim Seewirth unten sich erholen von den Mühseligkeiten der Alpenreise. Schon waren sie mehrere Stunden gewandert, als der Führer plötzlich stehen blieb und eine Feder in die Luft hielt, um die Richtung des Zugwindes zu erforschen. „Was hat der Poldl?“ fragte der Pastor. „Wir bekommen ein Wetter!“ sagte dieser. Ein Hochgewitter ist etwas Imposantes, aber auch etwas Schreckliches. Der Pastor verfärbte sich. „Meine Herren, es ist nicht so ungefährlich, durch ein Hochgewitter zu schrei-

ten.“ „Was ist zu thun?“ fragte Starr. „Könnten wir nicht zurück und auf der andern Seite wieder zum Ochsenhalter hinabkommen?“ schlug der Professor vor. „Da fänden wir doch wenigstens eine Unterkunft.“ — „Da brauchen wir gute vier Stunden,“ sagte der Führer, „und in einer ist der Sturm da.“ „Um Gotteswillen!“ rief der Doktor — „haben wir Sie dafür bezahlt, daß Sie uns in ein Donnerwetter hineinbringen?“ „Ich bin nicht der Wettermacher,“ erwiederte Fuchs. „Es kommt immer so schnell, wie ein Gemsrudel — man weiß nicht, daß es wettern wird und schon ist's da.“ Eben sagte er dies, als ein dumpfes Rollen aus der Tiefe herauf hörbar wurde. Dunkle Wolken ballten sich auf und unheimlich finster wurde es. „Es ist das Beste, wir gehen noch so lange fort, bis der Strauß losbricht, und dann setzen wir uns zusammen und warten ab, bis er vorüber ist,“ sagte der Pastor. „Wie lange kann das Hochgewitter dauern?“ fragte Riesenbein den Führer. „Ist nicht gleich; eine Stunde manchmal, oft auch fünf bis sechs Stunden. Es war sehr schwül diese Tage.“ Nun schritten sie schweigend eine Weile vor. Aus dem Abgrunde blitzte es und gewaltige Donnerschläge folgten schnell darauf. Immer ärger wurde das Toben und Lärmen der Elemente — Blitz auf Blitz, Krach auf Krach! Der Professor bekreuzte sich. Da trieb eine ungeheure, vom Sturme aufgepeitschte, weiße aber undurchsichtige Wolke heran und verhüllte die Wanderer. Einer konnte den Andern nicht mehr erblicken, so nahe sie sich standen. „Geben Sie sich die Hände!“ rief der Führer, und die Hände

der Touristen tappten herum. Endlich hatten sie sich gefunden und konnten sich ganz in der Nähe halbwegs erblicken. Es waren aber nur der Pastor, Starr und Riesenbein, welche sich um den Führer gruppirten. „Wo ist denn der Professor?“ schrie Riesenbein in tödtlicher Angst. In diesem Augenblick wurde es ihm erst klar, wie theuer ihm Habakuk war. Sie schrieen aus Leibeskräften — keine Antwort. „Es wird ihm doch nichts geschehen sein!“ „Wenn er nur nicht davongelaufen ist,“ sagte der Führer — „er könnte gar leicht in ein Loch fallen.“ „Heilige Mutter Gottes von Maria Zell!“ rief Starr im höchsten Schreck. Riesenbein wollte nun, seine eigene Furcht vergessend, forteilen, um den geliebten Freund zu suchen. „Bleiben Sie!“ schrie Fuchs — „sonst gehen Sie auch in die Irre. Es läßt sich nichts thun jetzt, als rufen. Man sieht ja keinen Pfad — zudem treibt der Sturm Sand und Regen in's Gesicht, daß man keinen Schritt fort kann.“ Die Wanderer setzten sich nun in dumpfer Verzweiflung auf den nassen Boden und schlugen die Mäntel um sich. Von Zeit zu Zeit, wenn der Donner nachließ, pfiff oder schrie der Eine oder Andere — es war jedoch vergebens. Habakuk blieb verschwunden. Riesenbein verhüllte sein Gesicht. Man hörte ihn laut schluchzen. — Eine zweite, eine dritte Wolke kam und entlud sich über und unter ihnen. Endlich wurde es stille. Das Gewitter war vorüber. — Nun brachen sie auf, den Professor zu suchen. Der Führer schritt mit verbissenen Lippen und düstern Blicken einem Felsrand zu, über den er in einen felsigen Abgrund blickte.

Da unten lag ein vom Mantel überdeckter Körper. Fuchs rief die Herren herbei. Schweigend kletterten sie in die Felskluft hinab und luden die Leiche des zerschellten Gefährten auf ihre Schultern. Weinend trugen sie ihn hinab an das Gestade des Erlapfsees, wo er begraben wurde. Ein weißes Kreuzlein bezeichnet die Stelle, wo Habakuks irdische Hülle ausruht von den Mühsalen des Lebens. Die Wellen des Sees brechen sich klagend am Ufer und wie leise Seufzer tönt es manchmal, wenn der vom Oetscher kommende Luftzug das Gebüsch durchweht, welches das einsame Grab beschattet. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ruh' in Frieden.

Ein unausweichliches Verhängniß ist der Tod. Als drohendes Gespenst ragt er hinein in's blühende Leben und faßt unerbittlich ein Geschöpf nach dem andern, um es in die Nacht des Grabes zu schleudern. — Sieh' einmal die Blume! Wie sie emporstrebt aus dem keimreichen Erdenschooß, und wie sie die grünen Fühlhörner zuerst ansetzt, dann immer weiter vorstreckt, bis sie sich zu saftigen Blättern entwickeln, und wie nun die zarten Knöspein hervortreten und eine Blüthe um die andere aufspringt und liebliche Düfte aushaucht. Und wie es drinnen arbeitet in den tausend Aederchen

und Röhrchen — wie es aus der Tiefe die erhaltende Feuchtigkeit pumpt und in alle Theile bis in die äußersten Spitzen vertheilt . . . wunderbarer Organismus! Und doch . . . was pumpen denn diese heimlichen Kräfte in die Adern? Den Tod. Wie sich das erste Blatt zeigt, so steht auch schon mit unsichtbaren Lettern darauf: „Ich muß verwelken!“ Wie die erste Blüthe am Stengel zittert, so klagt sie auch schon: „Ich muß verblühen!“ . . . Es ist das Gesetz der den Gottesfluch schwer tragenden Natur, seit der Herr zum gefallenen Menschen sprach: „. . . Verflucht sei die Erde in deinem Werk: mit vieler Arbeit sollst du deine Speise von ihr haben alle die Tage deines Lebens . . . Sie soll dir Disteln und Dornen tragen, und das Kraut der Erde sollst du essen . . . Im Schweiße deines Angesichtes sollst du ihr das Brod abgewinnen, bis du wiederkehrst zur Erde, von der du genommen bist: denn du bist Staub und sollst wieder zu Staub werden!“ — Ja, wir wissen es, daß eine Nacht über uns hereinbrechen wird zu langem Schlaf, aus dem uns nur die Posaune des Weltgerichtes wecken wird; wir sind gefaßt darauf, daß, wenn die Lebenskräfte ihr Werk vollbracht und die Nerven und Muskeln ihre Pflicht gethan und alt und unbrauchbar geworden sind, die Hand des Todes uns die müden Augen zudrückt — aber erschütternd ist's, wenn in der Fülle der Jugend, in der Kraft und Stärke des vollen Lebens plötzliches Halt! eintritt und die rosige Wange kaum Zeit hat, im Tode zu verbleichen . . . Wenn die Blume verwelkt, da ihre Tage um sind — so wissen wir

daß es so kommen mußte; aber wenn ein Wurm sie anfraß und ihr das Mark aussog — dann trauern wir mit Recht... An wie viele Gräber zu früh geschiedener, uns lieb gewordener Personen wirst du uns noch führen, Dichter! bevor die Morgenröthe des Glückes kommt für die Uebriggebliebenen?! —

Seit einiger Zeit bewohnte wieder den einen Flügel des kaum restaurirten Schlosses Hohenschau eine Dame, die einst gesund und froh durch diese Räume schwebte, nun aber in stiller Zurückgezogenheit lebte. Man sah sie selten, außer wenn sie mit ihrem Kammermädchen kleine Spaziergänge in die Umgebung machte. Ehrfurchtsvoll zogen die ihr Begegnenden den Hut... scheu blickten sie hin auf die in Trauerkleidern Wandelnde mit dem bleichen Antlitz und den weltentfremdeten Blicken... Kein Leben schien in dieser Erscheinung zu sein... Nur wenn die Nacht herniedersank auf die Welt, da drangen wunderbare Klänge durch die geöffneten Fenster ihrer Wohnung — Harfenklänge ... und eine zarte Stimme ließ sich vernehmen in Liedern, die nicht mehr wie einst melancholische Träumereien und weltliche Schmerzseligkeit verriethen, sondern milde Sehnsucht nach einem Frieden, welchen die Welt nicht geben kann. Nicht mehr, wie sie damals sang, als sie im Glanze ihrer Schönheit dennoch ungeliebt sich wähnte, wollte sie „ihr Herz, das so viel litt, in's Grab mitnehmen", sondern aufschweben sollte es in die lichten Sphären des Jenseits, um die Wonne des Paradieses zu fühlen. Das Weib ist ganz Liebe. Sein Denken, Trachten, Empfinden und Handeln, sein gan-

zes Wesen gehört dem Gegenstande seiner Neigung, und die überschwängliche Gluth, die es verzehrt, soll Alles verzehren, was nicht Liebe ist . . . Wenn es nun endlich nach dem verlockenden Traume irdischer Seligkeit und nach den bittern Täuschungen der Sinne Den gefunden, der die reinste, vollste, heiligste Liebe ist, da vergeht das liebende Herz in Inbrunst, und in ungetheilter Hingabe erstirbt es wonneschauend im Anblicke des himmlischen Bräutigams. Der Mann wird doch, wenn er auch noch so sehr in die heiligen Geheimnisse sich versenkt, manchmal durch die Erdenpflichten davon abgezogen — das in der geistigen Liebe verklärte Weib nie. Die heil. Maria Magdalena lag unterm Kreuze des Herrn, unbekümmert um die Welt umher, während selbst der Lieblingsjünger nur zagend nahte . . . Auch Flora lag unterm Kreuze wie Magdalena — ihr Freund war der Herr: Was sang sie jetzt?

Sonst, wenn des Glückes reiche Hand
An meiner Stirne ruhte . . .
Da dacht' ich mir genug zu sein
In frohem Jugendmuthe.

Und nun ich tief im Elend bin,
Vom Kummer aufgerieben —
Mich jeder Freund verlassen hat,
Und mir nur Gott geblieben:

Da klamm're ich sehnsüchtig mich
An seine Vaterarme,
Daß er sich mein in seiner Huld
Und gnadenvoll erbarme . . . .

Wie sie jetzt erst lieblich war! Wenn sie Emerich, der wild-stolze Gatte, gesehen hätte in ihrer himmlischen Milde und in ihrer krankhaften Zartheit — er wäre vielleicht doch reuig hingesunken vor ihr und hätte sie um Vergebung gebeten. Er sah sie nur als Leiche wieder. Ja, sie hatte eine unheilbare Krankheit, die aber gerade in den letzten Stadien das Antlitz in wunderbarer Anmuth verklärt . . . eine verwelkende Blume! Wie hätte sie auch noch fortkommen können auf der herbstlich kühlen Erde!?

Eines Morgens brachte Ghisella einen Brief mit doppelter Adresse. Die äußere war von Wien, die innere von Debreczin datirt. Arpad schrieb ihr, daß Altenweis bei ihm sei auf Magany-Schloß, daß er dessen Weib und Tochter, da er sehr gefährlich krank sei, wenigstens noch einmal sehen und sprechen möchte. Er bat Flora um ihre Mitwirkung in dieser Angelegenheit und um Geheimhaltung, da sonst Altenweis leicht in Gefahr kommen könnte, daß sein Aufenthalt entdeckt werde. — Dies war jedoch nicht mehr nöthig; denn aus dem Krampewald war vor einigen Tagen nach verzweifeltem Kampfe eine Diebsbande eingebracht worden, welche schon einige Zeit die ganze Gegend um Hohenschau unsicher gemacht hatte. Das Haupt dieser Genossenschaft war der ehemalige Kutscher Philipp. Nach mehreren scharfen Verhören wurde es vollkommen klar, daß er der Mörder des Verwalters war. Aus Rache über den angethanen Schimpf hatte er sich, nachdem er Monate lang die Gegend gemieden, um jeden Verdacht von sich abzulenken, in der Dämmerung in

das Schloß geschlichen und sich im Kamine der Verwalterswohnung verborgen. Nachdem nun Altenweis an jenem verhängnißvollen Abende den Verwalter verlassen hatte, klopfte Philipp an der Thüre desselben, und als dieser geöffnet, warf er sich vor Wudkoklak auf die Kniee und bat ihn, scheinbar reuig, um Verzeihung und um Wiederaufnahme, indem er vorgab, daß er nur deßhalb so spät komme, weil er die Blicke der übrigen Dienstleute scheue. Wudkoklak jedoch, ahnend, was der Mensch vorhaben könne, wollte einen über seinem Bette hängenden, stets scharf geladenen Revolver fassen — allein Philipp sprang plötzlich auf, warf den Verwalter auf das Bett hin und würgte ihn derartig, daß es ihm unmöglich wurde, einen Laut von sich zu geben. Nach einem grauenhaften Kampfe hatte Philipp dem Verwalter das Messer in den Leib gestoßen, worauf er zum offenen Fenster hinaussprang und entfloh. Nachdem er sich nun wieder einige Zeit umhergetrieben hatte, ließ er sich als Freiwilliger anwerben und kam nach Hohenschau, da er erfahren hatte, daß der Amtschreiber, des Mords angeschuldigt, in Untersuchungshaft sich befinde. Und seltsam! In dieser verworfenen Seele regte sich das Mitleid. Er wollte den Amtschreiber um jeden Preis befreien. Deßhalb faßte er den abscheulichen Plan, das Schloß in Brand zu stecken und während der allgemeinen Verwirrung, die das Feuer hervorbrachte, gelang es ihm, dem Gerichtsdiener die Schlüssel zu entwinden und mit Hülfe mehrerer Spießgesellen, die er schon damals hatte, Altenweis aus dem Gefängniß zu bringen und über die

Grenze zu schaffen. — Dann führte er ein wildes Diebsleben in der Umgegend. — In Anbetracht mildernder Umstände wurde nun Philipp zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt und Altenweis feierlich von dem Gerichte für unschuldig erklärt, diese Erklärung zu Protokoll genommen und eine Urkunde an Therese und Agnes Altenweis übergeben. Die ganz zurückgezogen in Niederwald Lebenden hatten eben Arpads Brief erhalten, als sie die Vorladung zu Gericht bekamen, wo ihnen zu unermeßlicher Freude die Gewißheit wurde, daß der geliebte Vater von jedem infamirenden Verdachte gereinigt sei ... Freilich! Aber wo befand sich Altenweis? O daß er doch lieber im Gefängnisse geblieben oder wieder zurückgekehrt wäre, statt in die weite Welt zu wandern! Der arme, schon betagte Mann! Wer sollte ihn pflegen, trösten, aufrichten, mit ihm beten! Wenn er am Ende gar sich ein Leid angethan! Wenn er sich im Schmerze über die unverdiente öffentliche Entehrung, wenn er in der Bitterkeit seiner Seele sich selbst das Leben genommen? Doch nein! Er hatte ja oft gesagt: „Möge kommen, was da wolle! Ich werde vertrauen auf den Herrn und mein Schicksal tragen!“ Er war ein guter Christ. Aber wie leicht konnte er im Ungarlande, wo der Bürgerkrieg wüthete und eine allgemeine Anarchie herrschte ... ermordet oder verstümmelt worden sein! ... Es waren aufreibende Besorgnisse. Therese, deren Haar seit der Verhaftung ihres Gatten ganz grau geworden, härmte sich still ab ... sie redete wenig, selbst mit Agnes nicht. Diese hatte bereits auf Alles Verzicht

geleistet, was das Leben Gutes und Schönes bietet; sie hatte ihr trauriges Schicksal mit Thränen im Auge als Gottes Fügung hingenommen und ihr Herz mit seinen geheimsten Wünschen dem Herrn aufgeopfert. Vertrauen auf Ihn, der die Welten lenkt und doch keines der Menschenkinder vergißt, Vertrauen in Leid und Freude — das hatte sie ja gelernt von ihrem unglücklichen Vater. Opferwilliges Vertrauen! Es liegt im Geiste der Kirche. Wie schön ist doch die katholische Religion! Für jede Lage des Lebens hat sie eine Tröstung, oder einen erhebenden Gedanken, oder eine heilige Mahnung: für jedes Gefühl findet sich in ihr ein entsprechender Ausdruck; sie will nicht nur den sonntäglichen Menschen, der seines speciellen Charakters entkleidet in die Kirche geht, um da Gott seine schuldige Hochachtung darzubringen — nicht genug ist's ihr; sie will den ganzen Menschen, in jedem Verhältniß, zu jeder Zeit, an jedem Orte ... von Allem, was ihm zustößt, will sie wissen, und hat er Freude, so soll er einen Theil davon opfern — aus Liebe; und hat er Schmerzen, so soll er sie geduldig tragen — aus Liebe ... So soll er in steter Wechselwirkung mit dem Ueberirdischen leben und gleich wie auf einer geistigen Jakobsleiter vom Himmel zur Erd' und von der Erde zum Himmel steigen — an der Hand der Religion. Wohl dem, der sich stets von ihr leiten läßt ... Agnes hatte ihren Jammer um den geliebten Vater, ihre Angst um den in blutigen Schlachten kämpfenden Bruder hingetragen vor den Altar und gesagt: „Du, mein Jesus, hast's mir aufgelegt — es ist Dein Joch...

ich werd' es mit Ergebung tragen." Sie hatte ihre Liebe still geopfert... sie wußte, daß es nur ein Traum gewesen ... selbst das Billetchen mit den Worten: Gedenke mein! machte sie nur noch trauriger ... sie hatte keine Hoffnung mehr ... Und fast täglich ging sie hinaus an den Wald, wo ein einsames Muttergottesbild stand, kniete nieder und bat die unbefleckte Jungfrau, deren Herz, als sie auf Erden wandelte, das siebenfache Schwert der Schmerzen um den göttlichen Sohn durchdrang, ihrem Herzen, das auch ein Schwert durchbohrte, Linderung zu gewähren und jenes Gefühl, das sie mit bitterer Wonne durchzuckte und das sie kaum verstand, doch wegzunehmen von ihr... Da kam Arpads Brief. Als Agnes die Worte las: „Liebe Frau Altenweis ... hoffen Sie das Beste! Sie und Ihr engelgutes Töchterlein werden auf Magany-Schloß finden, was Ihrem Herzen theuer und das Theuerste ist," da sank sie stumm an die Brust der Mutter und blieb lange so ... Und dann mußten sie vor Gericht ... wo sie neue Freuden erwarteten. Therese scherzte nun sogar: „Es ist nicht recht," sagte sie, „daß, während doch große Trauer das Haar bleicht, große Freude es nicht wieder schwärzt!" Aber Agnes! Die schwieg. Sie konnte doch nicht all' die Jubellaute loslassen, die in ihrem Herzen wogten! Es wär' eine rechte Schande gewesen! „Aller guten Dinge sind Drei," sagt das Volk. So mußte noch eine dritte Ueberraschung kommen. Die Gräfin Flora erschien. „Welche Ehre wird meiner Hütte zu Theil!" rief Therese und eilte der Gräfin entgegen. Und Agnes wollte ihr die

Hand küssen. „Nicht so, mein Herzchen!“ sagte Flora und küßte das über diese Auszeichnung tief erröthende Mädchen auf die Stirne. „Ich komme“ — fuhr sie fort — „aber Fassung, meine Lieben! — euch zu verkündigen... Agnes! Was hast Du, mein gutes Kind? — daß Altenweis bereits aufgefunden ist und sich ganz wohl befindet.“ Therese stieß einen Freudenschrei aus. Aus Arpads Brief hatte sie ja nur eine dunkle Vermuthung fassen können, die nun zur strahlenden Gewißheit wurde. „Er ist ein Landedelmann geworden!“ scherzte Flora. „O, er ist bei Arpad!“ platzte Agnes los — wendete sich aber sogleich in rührendster Verlegenheit zur Seite. „Ja, so ist's. Die Liebe hat es errathen!“ sagte Flora und spielte mit der zarten Hand in den seidenen Haaren des Mädchens, das mit leuchtendem Auge nun wieder der holden Gönnerin in's Antlitz sah. „Wie lieb Du doch bist, Agnes! Ich begreife vollkommen . . .“ „Aber, gnädige Frau!“ erwiederte das Mädchen, „Sie thun mir gar zu schön! Also auf der langweiligen Haide lebt der Vater, von der Arpad so viel Wesens machte. Freilich ist's überall schön, wo sich Ihr Sohn befindet!“ „Warte, Du blonde Schelmin!“ rief die Gräfin und lächelte . . . „Doch jetzt müssen wir ernsthaft reden! Ihr reiset also nach Magany . . .“ „Da könnte aber ja Altenweis lieber heraufkommen aus Ungarn, nachdem nun Alles gut ausgegangen ist . . .“ meinte Therese. „Aber Arpad, Mutter!“ „Er ist ja krank,“ sagte Flora, „bedenklich krank . . .“ Agnes wurde wieder still und traurig . . . Das Leben ist doch eine dunkle Kammer,

in die nur durch Mauerritzen dann und wann ein Sonnenstrahl des Glückes fällt ... „Uebrigens dürft Ihr nur bis Preßburg allein reisen ... da erwartet euch schon der alte Balint und vielleicht wagt es Altenweis, bis Pesth entgegenzufahren ... Eilt nur!" „Aber der Krieg!" — Nicht mißzuverstehen ist dieser Ausruf Theresens. Sie für sich allein hätte sich keinen Augenblick besonnen, in die Arme ihres Gatten zu eilen, trotz jeglicher Gefahr — aber sie hatte an ihr Töchterlein gedacht ... für Agnes hatte sie zu sorgen ... Dennoch war bald jeder Zweifel, jedes Zaudern überwunden. Arpad wollte sie noch sehen und sprechen — so niederschlagend der Gedanke war, daß die Krankheit desselben ungünstig verlaufen könnte ... er mußte doch gefaßt werden. Darum weg mit jeglichem Schwanken! Fort! Fort! Die Gräfin versprach für alle Reisebedürfnisse zu sorgen und nach mehrtägiger, fieberhafter Anstrengung waren die Angelegenheiten so weit in Ordnung, daß Mutter und Tochter die herrschaftliche Kutsche besteigen konnten, welche sie nach Krems zum Dampfschiffe bringen sollte ... Bald lag Hohenschau in blauer Ferne und nachdem Agnes sich noch einmal umgesehen hatte, legte sie stille weinend ihr Köpfchen auf die Schulter der Mutter.

Mit tiefer Wehmuth blickte Flora ihnen nach. Eine Ahnung stieg auf in ihr, als ob sie dieselben nimmer sehen sollte... Ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Sie beschränkte sich immer mehr auf ihr Zimmer, wo sie nur zuweilen noch Besuche annahm. Der Pater Emanuel wie Mamsell Ricke er-

kundigten sich auf das Theilnehmendste entweder selbst oder durch einen Boten um das Befinden der Gräfin. Sie welkte sichtbar hin. Ihrer Auflösung nahe schrieb sie noch Briefe an Emerich und Arpad.

Es kam der November. Im Schlosse wurde es wieder lebendig. Max kam an . . . einige Tage darauf Afra. Es war klug von dieser, die politischen Cirkel aufzulösen und sich zu ihrem Gemahl zu begeben, der sich mit ihr versöhnte. Er war nicht der Mann, der lange zürnte. Afra konnte nun wieder die stolze Gräfin spielen, da ihre politische Mission verunglückt war. Die Herrschaften brachten Nachrichten mit von der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen, sowie von Unterdrückung der revolutionären Bewegungen, wenigstens im Erzherzogthume. In Italien und Ungarn hoffte man nun auch der Revolution bald Herr werden zu können, und dann sollte der Neubau Oesterreichs beginnen. Flora hatte kein Ohr mehr für diese Dinge. Ein kleines goldenes Crucifix in der Hand, ruhte sie auf ihrem Lager. Schweigend standen die Andern da — wirklich traurig war nur Max. Er hielt ihre feuchte Hand in der seinigen, trocknete ihr den Schweiß von der Stirne und reichte ihr selbst den Labetrunk, der ihre trockenen Lippen netzen sollte.

Nicht lange mehr, und das Sterbeglöcklein tönte. Die Leute, welche es hörten, falteten die Hände und beteten für die gute, fromme Excellenzfrau, die eben von der Erde schied . . .

Der Begräbnißtag war herangekommen. Der Schloßhof füllte sich mit Menschen. Die Geistlichen

kamen von Zweikirchen. Der Prälat selbst sollte die Leiche einsegnen. Da fuhr ein verschlossener Wagen am Schloßberg vor — ein Mann, im Mantel verhüllt, sprang heraus und eilte hinauf in's Schloß. Er drängte sich durch die Menge der Leidtragenden, die in den Gängen und im Saale standen, wo Flora im Sarge lag. Dort sank er an demselben nieder und barg sein Angesicht in die gefalteten Hände. Es war Emerich. —

Eine Stunde darauf wurde Flora's entseelte Hülle in die herrschaftliche Gruft gesenkt. — „Ruh' in Frieden!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Räuber.

Auf der einsamen Pußtenstraße, mehrere Meilen von Debreczin entfernt, rollte ein Reisewagen dahin, welcher von Pesth kam. Drei Pferde waren vor die schwere Kutsche gespannt, damit die gewohnte Schnelligkeit ungarischer Fuhrwerke erreicht werden konnte. Im Wagen saß Therese Altenweis mit ihrem Töchterlein und der alte, treue Balint. Zwei Czikos befanden sich auf dem Bocke, Lazar und Irnak. „Hast Du schon gehört, Irnak," sprach Ersterer, „wir sollen Krieg mit den Kaiserlichen bekommen. Im ganzen Lande wird geworben für die Armee Kossuths!" „Er

will König werden!" sagte Irnak. „Ich war vorgestern in Pesth in einem Wirthshause. Spät war's schon in der Nacht, als vornehme Herren mit einem Bogen Papier hereinkamen und fragten, wer sich unterschreiben lassen wolle als Honved. Es gelte das Vaterland zu befreien. Da schrieen die Bursche, die gerade den Czarda tanzten: ‚Eljen Kossuth, Eljen a Kyraly!' Und die Herren lächelten .. ‚Warum lachen sie?' fragte ich einen Mann, der neben mir saß. ‚Weil sie wissen,' sagte der, ‚daß das Eljen a Kyraly auf Kossuth geht!' Dann spielten die Zigeuner den Rakoczymarsch. Nagy Isten! hättest sehen sollen, wie sie da Alle aufsprangen und schrieen und weinten und sich einschreiben ließen als Honveds. Bald hätt' ich's selber gethan!"

„Was," erwiederte Lazar — „gegen den Kaiser-König wolltest Du kämpfen? Pfui, Irnak. Darauf steht der Tod. Kossuth ist ein frecher Mensch. Der Teufel möge ihn holen!"

„Es wird viel Blut kosten!" sagte Irnak. „Weiß Gott! Aber die Zeiten sind schlecht! Und in Pesth geben sie ein gutes Handgeld!"

„Schäme Dich, Irnak! Armuth ist der Reichen Kuh. Sie zahlen uns, um uns unglücklich zu machen. Ich mag mich nicht melken lassen vom Agitator; 's wird nichts Gutes herauskommen. Hält's der Kaiser-König nicht mit den Croaten? Er traut den Ungarn nicht mehr . . . ."

Irnak stopfte sich seine Pfeife und zündete den Tabak an, indeß Lazar in die Pferde peitschte. „Es

wird Abend und wir sind noch immer auf der Einöde..." Lange Schatten legten sich schon über die Ebene und noch einsamer wurde die Einsamkeit in der hereinbrechenden Dämmerung. Kein Laut außer dem Getöse des Wagens und dem Knallen der Peitsche. Da ragte eine Czarda auf am Horizont. „Wir dürfen uns da nicht aufhalten!" rief Balint zum Wagen heraus. „Es soll nicht geheuer sein! — Räuber!" fügte er leise hinzu. „Ordög!" fluchte Irnak — „sie sollen es wagen!" Er spannte den Hahn seiner Pistole. „Wir wollen vorbeijagen, daß der Teufel selber uns nicht nachkommen kann!" Und die Pferde setzten fast Galopp an. Still lag die Czarda da, als sei sie ausgestorben. „Es wird nichts sein!" tröstete Balint die zum Tode erschreckten Frauen im Innern des Wagens. „Aber Vorsicht schadet nicht ... denn es gibt viel Gesindel jetzt." Kaum jedoch hatte er diese Worte gesprochen, als mehrere Reiter die Pußta dahersprengten und mit der Hand den Czikos winkten, daß sie halten sollten. Aber Lazar hieb nur stärker in die Pferde, während Irnak mit einem furchtbaren Fluch den Ankommenden die Pistole entgegenhielt. Nun feuerte einer der Reiter — Irnak stürzte vom Bocke herab, während seine Waffe sich in die leere Luft entlud. Gleichzeitig sprang ein anderer der Räuber vom Pferde und warf sich dem Gespann in den Weg. Der Wagen stand. Ein wild aussehender Mann ritt zum Kutschenschlag und bedeutete den darin sich Befindenden, daß sie aussteigen möchten. Aus dem Wagen jedoch fiel ein Schuß und der Sprecher sank schwer verwundet

vom Pferde. Schreiend und fluchend fielen nun die Uebrigen über das Fuhrwerk her, rissen den alten Balint heraus und da er sich verzweiflungsvoll wehrte, vermochten sie nicht, ihn zu knebeln. Der getreue, achtzigjährige Kastellan von Magany=Schloß wurde daher ohne Weiteres niedergeschossen. Nun schlossen die Räuber, nachdem sie mit einem brennenden Kienspan das Innere des Wagens erhellt hatten und Niemanden mehr als die halbohnmächtigen Frauen sahen, den Schlag wieder, ließen den Wagen umwenden und langsam der Czarda zuführen. Therese und Agnes wurden dort sanft aus der Kutsche gehoben und in's Innere des verrufenen Wirthshauses gebracht, während ihnen das Geld und sonstige Habe, welche sie bei sich hatten, abgenommen wurde.

Arpad und Altenweis erwarteten indeß täglich und stündlich den alten Balint mit den Frauen. Der kam jedoch nicht mehr nach Magany ... er hatte ausgedient auf dieser Welt. Tag um Tag verging, und noch immer kam Niemand. Da wurde Arpad so unruhig, daß er kaum im Bette zurückgehalten werden konnte. Altenweis ging kopfschüttelnd ab und zu. In seinem Herzen bereute er, die Zustimmung zu dem, wie es ihm nun schien, abenteuerlichen Unternehmen gegeben zu haben. Doch suchte er sich damit zu beruhigen, daß die Seinigen Niederwald vielleicht gar nicht verlassen haben möchten. Uebrigens schien es, als sei er gewissermaßen gefühlsstumpf geworden. Die Spannkraft seines Geistes hatte durch das fortdauernde Unglück so nachgelassen, daß er beinahe gleichgültig gegen

Alles geworden war. Doch diese Gleichgültigkeit hatte noch das Gute, daß sie der religiösen Empfindung einer vertrauensvollen Hingabe an die Vorsehung nicht im Wege stand. Er sagte nur immer: „Es muß doch noch Alles gut werden!"

Es war schon sehr unfreundlich draußen. Schwere Herbstnebel lagerten sich über die Pußten hin. Kalte Regenschauer machten die ohnedies schlechten Straßen zu einem unwegsamen Morast. Arpad hatte mehrere Boten nach Pesth und Debreczin geschickt, um über die Reisenden vielleicht doch Etwas zu erfahren. Umsonst! Die Boten kamen wieder und hatten nur erkundet, daß Balint mit den aus Wien gekommenen Frauen vor acht Tagen Pesth verlassen habe. Auch habe sich das Gerücht verbreitet, daß einige Tage darauf in der Nähe von Debreczin ein Reisewagen von Räubern angehalten und ausgeplündert worden sei.

„Heiliger Gott! Was wirst Du noch verhängen über mein unseliges Haupt!" rief Altenweis und brach in dumpfem Schmerze zusammen. Arpad richtete sich im Bette auf, fuhr sich durch die Haare über die Stirne, wie wenn er die Geburt eines Gedankens erleichtern wollte. Die fahle Bläſſe seiner Wangen verwandelte sich in ein fieberhaftes Roth und seine Augen funkelten, wie sie in der Schlacht gefunkelt hatten, wie sie gefunkelt hatten, als er seinem Vater damals gegenüber stand, sich los-sagend von dem unseligen Werke der Empörung ... Arpads Leute kannten diesen Blick. Selten zeigte er sich — wenn aber, dann hieß es unbedingt gehorchen. Auch in Arpad wallte das Blut des Magyaren.

„Bringt mir meine Kleider!“ Niemand wagte einen Einspruch. Arpad kleidete sich an. „Sattelt die Pferde und macht euch bereit mit mir das Schloß zu verlassen. Nur Zwei nebst Altenweis bleiben zurück.“ Bald stampften die Rosse im Hofe. Acht Czikos saßen auf und erwarteten den kranken Herrn, der mit Mühe über die Treppe herabkam und auf das Pferd gehoben werden mußte. Im selben Augenblicke jagte Lazar zum Thore herein. „Lazar!“ rief Arpad — „was bringst Du für eine Nachricht?“ „Herr — die Frauen sind in's Gebirge geführt worden von den Räubern. Balint und Irnak sind todt.“ „Wie bist Du hergekommen?“ „Sie haben mich ebenfalls mitgeschleppt in ihre Schlupfwinkel. Nachdem ich aber ihren Aufenthalt genau ausgeforscht, entfloh ich in der Nacht.“ „Wie viele sind ihrer?“ „Ich sah nur zehn.“ „Gut. Weißt Du den Weg dahin?“ „Ich getraue mir ihn zu finden, Herr!“ „Wohlan! Frisch darauf!“ Lazar machte nun Kehrum, Arpad und die Uebrigen folgten, und fort ging's der siebenbürgischen Grenze zu. Kaum waren sie außer dem Gesichtskreise, als der Doktor kam. Mit Schrecken vernahm er das Geschehene. „Es kostet ihm das Leben, dem Tollkopf!“ rief er aus. Sogleich fuhr er nach Debreczin zurück und machte dort die Anzeige. Eine Eskorte Husaren wurde hierauf beordert, in jene Gegend abzugehen, welche Lazar bezeichnet hatte, obwohl man sich Arpads ungern annahm, da seine politische Gesinnung von Seite der Revolutionsbehörden perhorrescirt wurde. Arpad machte indeß mit seinen Begleitern angestrengte Ritte, ohne zu ermüden.

Wunderbar! der von schwerer Krankheit eben genesende Körper konnte, beherrscht von der Kraft der Verzweiflung, Strapazen ertragen, die einen völlig Gesunden siech gemacht hätten. Das vermag der Wille; das vermag ein den ganzen Menschen fesselndes Gefühl! — Endlich erreichten sie ein kleines Dorf hart am Gebirge. Von da ging's aufwärts in einen dichten Wald, in welchem sich nach Lazars Angabe die Räuber aufhalten sollten. Einige Stunden mochten sie bergauf geritten sein, als aus einer Niederung im Gebirge Rauch aufstieg und mehrere Hütten sichtbar wurden, die von Köhlern bewohnt schienen. „Da!" sagte Lazar. „Halt!" rief nun Arpad seinen Gefährten zu. Sie sprangen von den Pferden, banden sie an die nächststehenden Bäume und ließen sie unterm Schutze eines der Ihrigen zurück, während sie sich so unbemerkbar als möglich den Hütten näherten. Die einbrechende Nacht begünstigte diese Tollkühnheit. Finsterniß hüllte allmählich die Höhen ein. Der Schein eines Feuers leuchtete durch die Ritzen der Holzwände, aus welchen die Wohnungen in der Niederung bestanden. Fenster konnten die Heranschleichenden auf dieser Seite nicht entdecken. Arpad sah nun, so gut er konnte, durch eine der schmalen Oeffnungen in's Innere des Räuberschlupfwinkels. Mehrere bärtige Gestalten saßen um das Feuer herum und rauchten aus ihren Pfeifen. Säbel, Pistolen und Flinten lagen und standen überall umher. An einem Tische gewahrte Arpad zwei Frauengestalten. Da sie mit dem Rücken gegen ihn gewendet waren, so konnte er nur vermuthen, daß es Therese und Agnes seien.

Eben trat ein junger Mann in phantastischer Tracht ein; obwohl verwildert, waren seine Züge doch von großer Schönheit. Aus der Achtung, die ihm die Uebrigen erwiesen, ließ sich erkennen, daß er der Häuptling der Truppe sei. „Großer Gott!“ rief gedämpften Lautes Arpad — „es ist Berzsenyi Lajos, mein Jugendfreund!“ Der näherte sich nun galant den Frauen und wollte einer derselben die Hand küssen. Diese wendete sich jedoch unwillig ab und ihr vom Feuer grell beleuchtetes Antlitz wurde für Arpad sichtbar. Es war Agnes. „Noch nicht kirre?“ sagte der Räuber. „Nun warte, Täubchen! Ich will Dich zwingen, meinen Willen zu thun. Wenn Du Dich binnen einer Stunde nicht entschlossen hast, mein Weib zu werden, so lasse ich Deine Mutter erschießen!“ Therese sank ohnmächtig über den Sessel hinab, indeß Agnes niederkniete vor dem grausamen Manne, ihre Arme flehend ausstreckte und sagte: „Bei der heil. Jungfrau! Nehmen Sie mir das Leben — aber verschonen Sie meine arme Mutter! Sie kann ja doch nichts dafür, daß mein Herz . . .“ „Ei, Du liebes Kind, Du willst wohl sagen, daß Du einem Andern angehörst? Ich kenne ihn . . . auch er muß sterben, wenn Du mir nicht gehorchest.“ Arpads Pulse klopften zum Zerspringen . . . ein Schauer rann durch seinen Leib. „Vorwärts!“ rief er den Czikos zu, die hinter ihm standen. Er umging nun das Gebäude, bis er die Thüre fand, und in der einen Hand den Säbel, in der andern den Revolver, erschien er plötzlich unter den Räubern. Seine bewaffneten Gefährten folgten ihm. „Arpad!“ tönte

es von den erbleichenden Lippen der treuen Agnes... „Arpad?“ fragte Berzsenyi und wandte sich um... „Lajos!“ rief Arpad und warf dem Räuber einen vernichtenden Blick zu... „Was willst Du?“ fragte dieser, indem er den Säbel zog und seinen Genossen winkte, sich um ihn zu schaaren. „Meine Braut!“ „Hole sie Dir!“ Damit schwang er den Säbel und drang auf Arpad und die Seinigen ein. Aber der Revolver Arpads war gut und verfehlte niemals sein Ziel. Agnes, noch immer auf dem Boden knieend, sah den Pulverblitz und den mit einem gräßlichen Fluche niederstürzenden Hauptmann der Räuberbande... Wildes Getöse, Schießen und Säbelklirren drang an ihr Ohr, bis ihr die Sinne vergingen. — Als sie wieder zu sich kam, war es Nacht um sie her und die Sterne glänzten auf die Haide nieder. Sie befand sich auf einem Pferde, in den Mantel eines hinter ihr sitzenden Reiters gehüllt. Es war Arpad, dem ein Trupp Husaren und Czikos folgte. Die Letzteren waren auf Vier zusammengeschmolzen; die Uebrigen hatten ihr Leben geopfert im Kampfe mit den Räubern, die endlich mit Hülfe der im entscheidenden Augenblick gerade noch rechtzeitig herbeigekommenen Soldaten besiegt und theils niedergemetzelt, theils gefangen wurden. Arpad war nur am Arme leicht verletzt worden. Nun hielt er Agnes in den Armen, während Lazar deren Mutter zu sich auf das Pferd genommen hatte. So sprengten sie dahin auf die umnachtete Fläche, dem Schlosse Magany zu. Agnes erzählte ihrem Retter, wie sie, schon verzweifelnd an der Möglichkeit einer Vereinigung

mit ihm, niedergedrückt durch das Unglück des Vaters, allein bei Gott und der hl. Jungfrau Trost suchend, die Einladung, nach Magany-Schloß zu kommen, erhalten, und da bezüglich der Unschuld des Vaters jeder Zweifel verschwunden war, auch nicht gezögert habe, in die Arme dessen sich zu werfen, der sie so sehr liebte, und dem sie Treue gelobt für's Leben ... Während Arpad vor Entzücken des peinigenden Gefühles vergaß, das sich bei ihm einstellte und den Ausbruch einer abermaligen Todeskrankheit ankündigte, und seine Erschöpfung mit Gewalt überwindend, ihren Worten lauschte, berichtete sie ferner, daß sie und ihre Mutter vom getreuen Balint in Preßburg erwartet und von ihm nach Pesth begleitet worden, wo schon der Wagen geharrt, der sie nach Magany-Schloß zum Vater und zum Geliebten bringen sollte. Auf der ganzen Reise nun habe sie schon jener kühne Räuber mit Blicken und heimlichen Anträgen verfolgt, deren sie sich fast nicht erwehren konnte. In eleganter Tracht sei er plötzlich überall erschienen, wo sie sich gerade befand ... und endlich habe sie ihm auf sein Drängen gesagt, wohin sie reise, und um ihn für immer abzuschrecken, warum sie reise ... Seitdem habe er nachgelassen in seinen Huldigungen und sei bei Gran an's Land gestiegen und verschwunden. Froh, ihn los zu sein, habe sie heiter die Reise fortgesetzt — bis das schreckliche Ereigniß eingetreten, welches sie soeben erlebt ... Nun aber lag sie an der Brust des Erwählten und jegliches Leid war verschwunden aus ihrem wie aus seinem

Herzen, und in der Freude, sie wieder gefunden zu haben, dachte Arpad nicht mehr daran, wie theuer sie erkauft sei.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Stern von Novara.

Unter Kanonendonner und dem Lärme blutiger Schlachten war das ereignißreiche Jahr 1848 zu Grabe getragen worden — und das neue begann mit Krieg. Während in Frankreich und Deutschland die Wogen der Revolution nach und nach verliefen, hatte im Kaiserthum Oesterreich der neue Regent, der im Alter von achtzehn Jahren die schwere Last der Krone auf sich genommen, noch einen harten Strauß zu bestehen, bevor er seinen Völkern das schöne Geschenk des Friedens darreichen konnte. In Ungarn wüthete ein verheerender Bürgerkrieg ... in unzähligen Gefechten verströmte das Blut der edelsten Jünglinge für den Traum eines beredten Abenteurers und seiner Anhänger. In Siebenbürgen hauste der wild-geniale Bem, der, jetzt kämpfend für Ungarns Selbstständigkeit, später auch den Ruf: „Finis Poloniae“ zur Unwahrheit machen wollte ... In Italien war durch Radetzky's kriegsgewandten Arm die Revolution ebenso wie die feindliche Invasion niedergeworfen worden. Eine Reihe glänzender Siege hatte unvergängliche Lorbeern um sein

greises Haupt gewunden. Im alten Glanze strahlte der Doppeladler wieder. Aber von Neuem sollte der blutige Streit entbrennen. König Albert von Sardinien, von Eroberungslust getrieben und von wilden Republikanern gedrängt, begann im März 1849 seinen zweiten Krieg mit Oesterreich, der noch unglücklicher für ihn endete, als der erste, da er ihm seine Krone kostete und ihn in's Exil jagte. Moralisch vernichtet mußte er einsam und verlassen sterben am Gestade des Meeres.

Kaum war der Feldzug eröffnet, so rückte Radetzky schon in die Lomellina ein. Der Hauptort derselben, Mortara, wurde erstürmt und dem Gros der sardinischen Armee die Spitze geboten. In den weiten Ebenen zwischen Novara und Voghera standen sich die Armeen gegenüber. Es war am Vorabende der Schlacht von Novara. An der großen Poststraße, welche von Mailand nach Turin führt, lagerten mehrere österreichische Infanterieregimenter. Weit und breit war die Gegend mit Zelten, Bagagewägen, Kanonen und Pferden bedeckt, um welche herum die Soldaten saßen oder standen und sich vorbereiteten auf das kommende Verhängniß der Schlacht. Mancher war da noch fröhlich, der am nächsten Abend stumm am Wege lag — ein Gefallener! Aber Mancher war auch da noch ohne Auszeichnung, niedern Ranges, der am folgenden Tage mit dem Ehrenzeichen geschmückt oder befördert wurde zum Offizier. Wechselndes, ungewisses und doch so verlockendes Schicksal des Kriegers!

An einen Wagen gelehnt stand der ~~Fähndrich~~ Sebastian Altenweis. Nicht nur allein diese Auszeich-

nung, die Bataillonsfahne tragen zu dürfen, war ihm zu Theil geworden, auch die goldene Medaille schimmerte auf seiner Heldenbrust. Aber kein Strahl der Freude flog mehr über sein Antlitz — ernst und schweigend war und blieb er. Neben ihm saß Prokop, der sich nach der Unterdrückung der Barrikadenstürme in Prag hatte anwerben lassen und Sebastians Freund geworden war. Er hatte Marianka gekannt, er hatte sie geliebt. Sebastian grollte Niemanden mehr — also auch ihm nicht, und wenn er auch die Schuld mittrug an dem traurigen Ende des Mädchens. Todt ist todt!

„Hast Du den Brief durch die Feldpost bekommen, Sebastian?“ fragte Prokop.

„Ja.“

„Trübe Nachrichten?“

„Nein, gute!“

„Und doch so traurig, Freund? Sei doch einmal heiter und trink' Eins mit uns ... Wer wird sich so grämen!“

„Du bist sehr leichtsinnig, Prokop! Trink' und sei lustig, aber laß mich in Ruhe.“

Hauptmann Wratinitz trat herzu. „Nun, Herr Fähndrich!“ sagte er und klopfte Sebastian auf die Schulter — „haben Sie Botschaft von den Ihrigen?“

„Zu dienen, Herr Hauptmann!“

„Sind sie noch in Magany auf der Pußta?“

„Nein ... sie befinden sich sämmtlich in Hohenschau.“

„Bravo ... dort hat's wahrscheinlich eine schöne Hochzeit gegeben!"

„Ja wohl ... aber Herr Baron Arpad ist noch immer krank."

„Glaub' es gerne ... Doch in solchen Händen, wie die Ihres Schwesterleins sind, kann's ihm nicht fehlen! Er wird schon wieder gesund werden."

„Gott geb' es! Aber der Vater geht dem Grabe zu ... Er ist sehr schwach geworden."

„Das Alter und solche Prüfungen! Nun, er wird ein selig Sterbestündlein haben! Ein Ehrenmann, Ihr Vater!"

In Sebastians Auge glänzte eine Thräne.

„Der Sohn ist des Vaters würdig!" Damit reichte ihm der Hauptmann die Hand ... „Also morgen!" rief er noch im Fortgehen — „da gibt's ein Offizierspatent zu verdienen!" „Oder eine Kugel in den Leib!" murmelte Sebastian. „Was ist das wieder?" rief Prokop; „Du machst Dir düstere Gedanken." „Man muß auf Alles gefaßt sein, Prokop! Wenn ich fallen sollte, so gehe ja gewiß nach Hohenschau, wenn der Krieg zu Ende ist und bringe meinen Leuten einen Gruß vom Schlachtfelde; und ist's Dir möglich, meinen Leichnam zu erspähen, so nimm dies Madonnenbild, welches ich um den Hals hängen habe und bringe es meiner Schwester zum Andenken." Prokop versprach es tief gerührt. Er hatte ein gutes Herz. „Der Feldmarschall kommt!" hieß es plötzlich und die Soldaten traten in Reihe und Glied. Die Musik spielte den Radetzkymarsch, als der greise Marschall mit

seinem glänzenden Stabe dahersprengte, daß die Fläche bebte... Es folgten dem sieggekrönten Feldherrn der Erzherzog Albrecht, der Generalquartiermeister v. Heß, sowie viele der berühmten Helden, die auf Italiens Schlachtfeldern sich ihre Lorbeern geholt, unter denen sich auch General Degenwerth mit seinem Adjutanten Villemont befand... „Hurrah! Vater Radetzky!" so tönte der begeisterte Zuruf aus tausend und tausend Soldatenkehlen. Der Marschall grüßte freundlich nach allen Seiten... In seinem Auge lag die Liebe, die er wie noch selten ein Feldherr für seine Krieger fühlte, darum wurde er auch, wie noch keiner, von ihnen wieder geliebt; freudig gingen sie in die Schlacht, wenn er sie führte, muthig in den Tod, wenn er an der Spitze stand.

Der Morgen des 23. März 1849 graute. In schiefer Schlachtlinie war die österreichische Armee aufgestellt und erwartete das Zeichen zum Angriffe. Die Fahnen rauschten, die Trommeln wirbelten und Tausende von Bajonetten blitzten im Sonnenstrahl. Klingendes Spiel zahlreicher Musikcorps begleitete den Aufmarsch der Regimenter. Da es ungewiß war, ob der bereits überflügelte Feind sich bei Novara sammeln oder nach Vercelli zurückweichen und hinter der Sesia mit den noch jenseits des Po stehenden Truppenkörpern sich vereinigen würde, so wurden die verschiedenen Corps der österreichischen Armee so disponirt, daß sie auf Novara wie auf Vercelli geworfen werden konnten. Die sardinische Armee breitete sich in den Niederungen von Vercelli aus und hatte den Ort Olengo besetzt, bei

welchem der Kampf begann. Eine starke Recognoscirung des zweiten Armeecorps, unter d'Aspre, bei welcher Olengo erstürmt wurde, aber wegen Mangel an Munition wieder aufgegeben werden mußte, zeigte, daß der König Karl Albert eine Entscheidungsschlacht eben so wollte wie Radetzky. Bald kam die Division Schaffgotsch und das dritte Armeecorps den unter d'Aspre und Erzherzog Albrecht mit der rühmlichsten Bravour gegen überlegene Streitkräfte des Feindes kämpfenden Truppen zu Hülfe. Gleichzeitig setzte sich auch die Reserve in Bewegung; ebenso wurde das erste und vierte Armeecorps befehligt, in die Schlachtlinie vorzurücken. Unter den Klängen der Volkshymne, des Radetzkymarsches, unter begeistertem Hurrahgeschrei und den Rufen: „Es lebe der Kaiser! Hoch unser Vater Radetzky!" zogen die herrlichen Regimenter in den Kampf. In den Ebenen, wo sich die Armee befand, war es auch möglich von der Kavallerie Gebrauch zu machen, die sonst wenig verwendet werden konnte. Bei einer Attaque zeichnete sich der Rittmeister Czernohorsky so sehr aus, daß er sich die Oberstencharge und einen Orden erkämpfte. Auch der General Degenwerth trägt seit der Schlacht von Novara den Maria-Theresia-Orden ... Mehrere Bataillone Infanterie hatten eine kleine Anhöhe zu erstürmen, auf welcher eine feindliche Batterie aufgestellt war. Diesem Truppenkörper war Sebastian Altenweis zugetheilt. Es war ihm so übel zu Muthe ... eine so niederdrückende Empfindung hatte sich seiner bemächtigt, die nichts mit seiner sonstigen Schwermuth gemein hatte. Er schrieb dieses Gefühl

der Hitze des Kampfes, dem furchtbaren Lärme der Kanonen und dem Knattern des Kleingewehrfeuers zu — es war aber die Todesahnung, welche oft den Soldaten überkömmt, der in der Schlacht fallen soll. Die Abtheilungen näherten sich dem stark besetzten Hügel. „Hurrah! Zum Sturme!“ rief es durch die Reihen. Altenweis entfaltete seine Fahne und hob sie hoch ... Da blitzte es aus den Feuerschlünden vom Hügel — ein furchtbares Gedröhne und Alles war in Rauch gehüllt. Als sich die Wolken verzogen hatten, gewahrten die Krieger mit Schmerz, wie viele von den Kugeln niedergerissen worden. Aber „Vorwärts!“ Wieder entlud sich die Batterie, wieder sanken die braven Soldaten reihenweise hin — aber „Vorwärts!“ „So ist's in der Hölle!“ schrie Wratinitz — „kommt, laßt uns die piemontesischen Teufel verjagen!“ Die Soldaten lachten trotz des Schreckens der Schlacht und stürmten. Verzweiflungsvoll war das Ringen. In dem Knäuel der Kämpfenden gewahrte man Sebastian. Oben am Hügel stand er und schwang die durchlöcherte Fahne, daß sie wie siegesfreudig flatterte in den Lüften ... da wurde er von mehreren Bajonetten durchbohrt und sank sterbend hin ... während Wratinitz die Fahne ergriff, die er mit Ehren getragen bis zum Tode.

Indeß dehnte sich die Schlachtlinie immer weiter aus — immer hitziger wurde der Kampf, aber noch schwankte der Sieg zwischen beiden Armeen. Mit einem Heldenmuthe und einer Ausdauer, die über jedes Lob erhaben ist, vollbrachten die Krieger ihre blutige Arbeit, bis endlich um 4 Uhr Nachmittags die sehnlich erwar-

tete Unterstützung unter Feldmarschalllieutenant Graf Thurn herankam, jenseits der Agogna dem Feinde in die rechte Flanke fiel und das Schicksal der Schlacht entschied. Die Sarden ergriffen die Flucht. Es war tief in der Nacht, als die schmetternden Fanfaren der vor Radetzky defilirenden Regimenter den glänzenden Sieg verkündeten.

Still war es geworden auf dem Schlachtfelde, auf welches der Stern des österreichischen Kriegsruhmes niederschimmerte; Schweigen des Todes breitete sich über die mit Haufen von Menschen- und Pferdeleichen, mit den Trümmern zerbrochener Munitionswagen und stehen gebliebenen Kanonen bedeckten Ebene aus ... Da näherte sich dem Hügel, bei dessen Erstürmung Sebastian gefallen war, ein Soldat mit eiligem Schritte. Es war Prokop. Er hatte eine Laterne in der Hand und beleuchtete die gefallenen Brüder, die regungslos auf einander geschichtet dalagen. Endlich hatte er Sebastians Leichnam gefunden. Er kniete nieder, öffnete den Waffenrock des Getödteten und zog das Madonnenbildchen hervor, um es der Schwester Sebastians zu bringen, als Andenken an den für seinen Kaiser und das Vaterland im heißen Kampfe gefallenen Bruder.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Lösungen.

Auf Magany-Schloß herrschte die größte Verwirrung. Alle Waffengattungen der ungarischen Revolutionsarmee, von dem Elite-Honved, dem sogenannten Rothkäppler, an bis zum furchtbaren Sensenmanne, wie sie im Landsturme dienten, waren hier vertreten. Im Hofe standen einige Bagagewägen, daran die Pferde gebunden waren ... In den nothdürftig eingerichteten Gemächern waren mehrere vornehme Herren einquartiert, welche während der Revolution bedeutende Rollen gespielt hatten. Nun aber war's vorbei. Kossuths Stern war gesunken — die Revolution unterdrückt ... Ungeachtet der Agitator mit dämonischer Klugheit nicht bloß in Ungarn revolutionirte, sondern auch bei den Aufständen in Wien, bei der tollkühnen Erhebung Venedigs unter Manin, bei den wenn auch noch nicht weitgreifenden Bewegungen in Polen die Hand im Spiele hatte, weil ihm Geld zu Gebote stand, so konnte er doch die Katastrophen von Temeswar und Vilagos nicht aufhalten.

Schon im Jahr 1849 war Pesth und Ofen durch die kaiserlichen Truppen unter Windischgrätz besetzt worden, und obwohl die alte Königsburg nach mehreren Monaten von den Insurgenten unter Görgey wieder erstürmt wurde, wobei der tapfere Hentzi für seinen Kaiser, der damals selbst ritterlich mitkämpfte für seinen Thron, den Heldentod auf der Schanze starb, ob-

wohl der kühne Bem mit seinen hölzernen Kanonen gewaltige Erfolge erzielte, so war der Empörung durch die unpopuläre Ausrufung Ungarns zu einer Scheinrepublik sowie durch den Einmarsch der Russen die Spitze abgebrochen. Nun folgte Schlag auf Schlag. Görgey mußte sich an die Waag zurückziehen, Raab wurde erstürmt, in einer Reihe blutiger Treffen die ungarischen Generale theils durch die Oesterreicher, theils durch die Russen geschlagen, Temeswar, das die Kaiserlichen als zweites Saragossa gegen Dembinski's Heer vertheidigt hatten, entsetzt. Durch fünf Monate war diese Festung mit unendlicher Ausdauer und heldenmüthiger Begeisterung von den durch die schrecklichen, oft acht Tage und Nächte nach einander fortgesetzten Bombardements, durch Hunger und Krankheit decimirten kaiserlichen Soldaten vertheidigt worden. Endlich nahte die Stunde der Befreiung. Dembinski's und Meszaros' Cernirungstruppen wurden durch ein kaiserliches Entsatzheer zersprengt, Bem's demoralisirtes Corps vom Fürsten Liechtenstein geschlagen und den wenigen innerhalb der zerschossenen Schanzen noch übrig gebliebenen getreuen Vertheidigern des Doppeladlers die Thore geöffnet.

Am 12. August wurde die ungarische Insurrectionsarmee unter dem General und (nach Abdankung Kossuths) Diktator Görgey zwischen Szöllös und Kiß-Jenö in Schlachtordnung aufgestellt. Da sah man die wilden Gestalten der von ihrem Kaiser abgefallenen Krieger, sehr zusammengeschmolzene Haufen, da schon Tausende auf den Schlachtfeldern Ober-Ungarns, wie

an den Ufern der Donau und den sumpfigen Gestaden der Theiß den Schlaf des Todes schliefen. Da standen die berüchtigten Honved-Bataillone unter ihren Führern Damjanich und Földvary, die unter dem Rufe: „Eljen a Magyar!“ in's Treffen gingen — da auch die Schwadronen der Husaren in allen möglichen Uniformen, zerlumpt, auf abgemagerten Rossen, von der Sonne verbrannt, ausgehungert, in wildem Trotze.

Nachmittags um 4 Uhr, nachdem die russische Armee unter Rüdiger ebenfalls aufgestellt worden, begab sich Görgey mit seinem Stabe in's Quartier der Russen und übergab sich mit seinen Truppen an den General derselben.

25,000 Mann streckten bei Vilagos die Waffen. Die noch hie und da zerstreuten Truppenkörper wurden nun bald überwältigt ... endlich fiel auch das letzte Bollwerk der Empörung — Komorn. Kossuth, Dembinski, Meszaros, Perczel, Szemere und Kasimir Bathyani flüchteten sich von Lugos über Orsowa in die Walachei. Bald folgte auch Bem, der als Renegat in der Türkei starb.

Baron Emerich hatte sich nun nach dem Scheitern seiner Pläne mit mehreren Andern, die ihr Heil in der Flucht suchen wollten, nach Magany-Schloß begeben, wohin ihm auch Meszaros, ein Verwandter des Generals und wie dieser bereits ein alter Mann, sowie eine vornehme Dame folgten ... Einige Tage blieben die Herren, bis Alles in Ordnung gebracht war, was zur Flucht auf türkisches Gebiet nöthig schien. Nur Emerich wollte Ungarn nicht verlassen. Er war

zu stolz, um zu fliehen. Am Morgen des zur Abreise bestimmten Tages begleitete er zu Pferde die ihrem Vaterlande Lebewohl Sagenden eine Strecke, reichte tief ergriffen jedem derselben die Hand und kehrte in's Schloß zurück, wo ihn seine Freundin, die schöne Gräfin Amalie von Szakosvay, und der greise Meszaros, der ebenfalls zurückgeblieben war, bereits erwarteten.

„Warum wollen Sie nicht fliehen, Emerich?“ fragte die Gräfin. „Begeben Sie sich über Konstantinopel nach England ... ich werde nach London reisen und Sie dort erwarten.“

„Nein,“ sagte Emerich bestimmt. „Ich erwarte hier mein Schicksal. Ein Magany flieht nicht ...“

„Das ist Trotz, Graf!“ rief Meszaros. „Wenn ich bleibe, so ist das etwas Anderes ... ich bin alt, mag man thun mit mir, was man will. Der Tod ist mir erwünscht, nachdem ich den Untergang der Freiheit meines Vaterlandes erleben mußte. O, unseliger Tag bei Vilagos! Du hast uns vernichtet!“ — Und der Greis, welcher in Wahrheit an ein selbstständiges Ungarn geglaubt hatte, weinte bitterlich.

„Ja,“ erwiederte Emerich düster — „zu beweinen, ewig zu beweinen ist dieser Tag; nicht nur weil er uns Freiheit und Unabhängigkeit, sondern auch, weil er uns die Ehre raubte. War der Agitator, für den wir begeistert Gut und Blut gaben, waren all' die Andern, die unsere Söhne in den Kampf führten, ächte Patrioten, warum sind sie geflohen wie feige Hunde, da es galt, wie Männer zu sterben? Möge meine

Seele in der Hölle braten, wenn ich mein Vaterland verlasse!"

„So ist's aus! Dieser Entschluß wird Ihnen das Leben kosten," sagte die Gräfin, „aber ich muß Sie bewundern!"

Sie hatte Recht. Nach wenigen Tagen wurden der Freiherr von Magany sowie Meszaros gefangen genommen und auf die Festung Großwardein abgeführt. Beide wurden nach proklamirtem Standrechte hingerichtet.

Schönes Ungarn! Edle Nation der Magyaren! Gedenke der Lehre, die du erhieltest, als du dich lossagen wolltest von dem Kaiserreiche! Groß und stark, so lange du mit ihm verbunden, wirst du eine Beute egoistischer Aufwiegler und gesinnungsloser Verräther, wenn du, überstolz, die altehrwürdigen, heiligen Traditionen der Väter verachtest, die begeistert zu Oesterreich standen im Frieden wie im Kriege.

Arpad war auch ein Patriot — eben deßhalb zog er sich zurück vom Schauplatze der Thaten, als er die Verblendung seiner Brüder erkannte. Es kostete ihm schwere Opfer — aber die aufrichtige Gesinnung scheut kein Opfer ... Er war ein Ungar, aber deßhalb kein Feind der Deutschen, und das süße Band, das ihn mit dem deutschen Weibe vereinigte — die Liebe — verknüpfte bald sein Herz mit den Geschicken beider Nationen. Aus dem Sturme der Güterconfiscation hatte er durch die Huld des Monarchen so viel gerettet, als, nach Tilgung der großen Passiva, die sein Vater ihm außer dem Jammer über sein tragisches

Ende hinterließ, gerade unumgänglich nöthig war, um anständig zu leben. Wie viel bedurfte er auch? Agnes war ihm ja mehr, als Geld und Gut, und gerade ihre niedere Abkunft gab seinem edlen Herzen um so mehr Anlaß, sie mit größter Zartheit zu behandeln, damit sie nicht glauben könne, er lasse sie fühlen, wer sie sei.

Noch ein trüber Schatten zog über die wieder sonniger gewordene Lebenslandschaft der Altenweis — die Nachricht, daß Sebastian im fernen Italien gefallen sei auf blutigem Schlachtfeld. „Er war ein braver Bursche! Sein Tod war schön!" sagte Altenweis, der bereits im Lehnsessel saß, wie einst das Großmütterlein ... Aber dem alten Manne wollte doch fast das Herz brechen, als er diese Worte sprach. Therese weinte still. Agnes erhielt bald durch Prokop, welchen sie reichlich dafür beschenkte, das Medaillon mit dem Muttergottesbilde. Es ist nie von ihrer Brust weggekommen.

Was nun die sonstigen Personen betrifft, welche in dieser Erzählung theils activ, theils passiv sich verhalten haben, so ist noch Einiges nachzutragen.

Pater Emanuel hat sich mit ganzer Seele seinem Berufe gewidmet... Er ist einer der geachtetsten Seelsorger der ganzen Umgebung geworden. Sein Programm lautet jetzt unumstößlich: „Heiligung der Seelen im Geiste Jesu Christi und seiner, der katholischen Kirche." Er ist wieder der Stolz seiner Tante, die noch immer ihr „Kirchlein" besitzt und sich mit den Spittelleuten herumzankt, ohne deßhalb ihren guten Humor einzubüßen. „Mich kann gar nichts aus der Contenance

bringen!" sagt sie . . . Und sie hat Recht. Sie stützt sich ja auf Gott!

Der Graf Max, dessen Ehe mit einem männlichen Sprossen gesegnet wurde, ging nach dem Tode Flora's nach Steiermark, wo er sich fast immer aufhält. Nur im Winter ist er — seiner Frau zu Liebe — in der Residenz.

General Degenwerth kehrte nach beendigtem Kriege mit seinem Adjutanten nach Wien zurück, wo ihn seine Gattin schon unter Sehnsuchtsthränen erwartete. Charles fand einen Brief vor, in welchem ihm Frau von Villemont anzeigen ließ, daß sie nun seiner Unterstützung nicht ferner bedürfe, weil sie bereits, sowie Irene versorgt sei. Frau v. Villemont war — seine Stiefmutter, die zweite Frau seines Vaters, die der Adjutant mit sehr kärglichen Zuschüssen bedachte, und zwar nur heimlich, da er öffentlich sich ihrer schämte. Nun war er von diesen „fatalen Personen" befreit, die ihn ohnedies nicht lange mehr belästigt hätten, da Frau v. Villemont bald starb und Irene, einem Gelübde zufolge, das sie der Mutter Gottes von Maria Treu gemacht, barmherzige Schwester geworden ist. Weniger angenehm war dem Adjutanten jedoch die interessante Neuigkeit, daß Alexandra von Fuchsenheim Gräfin von Clam-Prisnitz geworden sei. „Also doch!" rief er aus und schlug mit der Reitgerte auf den Tisch. „O! die Falsche! — Nicht umsonst durfte sie der Graf ma petite Turque nennen!" Die schlaue Bonne hatte es wirklich durchgesetzt. Ihr Gemahl, der Graf von Clam-Prisnitz, hatte nach einer längeren Reise, die er

mit ihr nach der Vermählung machte, unter dem Ministerium Schwarzenberg Staatsdienste genommen, unter dem darauffolgenden des Doktor Bach jedoch sich wieder zurückgezogen. Er lebt meist in Paris — weil Alexandra das dortige Leben „pikanter" findet . . . .

Der Freiherr von Trosky hingegen ist ein Lion der Bureaukratie geworden. Er ist ein feiner Lebemann. Sein schöner Gehalt, den er sich übrigens durch „geistvolles Handhaben der Fascikeln", wie er sich ausdrückt, verdient, geht für die Genüsse auf, die er seinem Gaumen bereitet. Herr von Hrasal ist im Obersthofmeisteramte um eine Stelle vorgerückt, wozu wir ihm herzlich Glück wünschen. Und Herr von Langenbank? Ja, das ist und bleibt eben der Herr von Langenbank.

Der deutsche Dichter Kyffhausen ist auf Reisen gegangen.

Ludmilla von Kronhuld blieb unvermählt. In stolzer Schwermuth lebt sie auf den Gütern ihres Vaters.

Van der Moll lebt einsam auf seiner Kammer, indeß seine Compositionen allgemein Furore machen. Er ist ein Sonderling und studirt fleißig den Beethoven. Wenn eines der grandiosen Musikstücke dieses Classikers im großen Redoutensaal oder in der Oper zur Aufführung kommt, so kann man einen Mann mit langem Haar, bleichem Antlitz, stieren Augen und abgetragener Kleidung irgendwo in einem Winkel sehen, wie er den wunderbaren Klängen lauscht, von denen er sagt, daß sie für zweierlei Klassen von Menschen

zugleich berechnet seien: die Melodie für die Mehrzahl der Zuhörer — die Idee in der Melodie für Leute, wie er. Das ist van der Moll.

Die Virtuosin Armida Fingersprung hat eine glänzende (?) Partie gemacht — Baron von Löwenheim hat sie geheirathet.

Der ehemalige Stallmeister und spätere Verwalter Hopp in Hohenschau verlor seinen Dienst.

Während der pensionirte Oberst Stahlmann wirklich in Kompagnie trat mit Lindenstamm und Kronhuld und in der Gegend von Hohenschau eine riesige Eisenwaarenfabrik in's Leben rief, redigirt sein Bruder, der Kanonikus, noch den „Dom" und kämpft tapfer für die ewige Wahrheit und für das Recht der Kirche. Mitunter schreibt er einen Leitartikel, welcher „zünden" würde, wenn er nicht das Unglück hätte, in einem „ultramontanen" Blatte zu stehen. Wir heben schließlich eine Stelle aus einem derselben hervor:

„Ihr wollt die Religion zu einer Privatsache machen? Etwa zu einer Liebhaberei, wie Hunde und Pferde oder schöne Gemälde? Ihr wollt sie abtrennen vom öffentlichen Leben, von der Politik? Thut das nicht! Ihr möchtet es sonst bereuen! Es könnte ein Tag kommen, wo eure Dekrete, Plakate, Sitzungen, Polizeimänner und Soldaten nicht mehr im Stande sind, Bewegungen zu unterdrücken, die euch sehr unlieb sein dürften! Wenn ihr dann die Kirche in Fesseln geschlagen und den Einfluß der Religion vernichtet habt, so werdet ihr euch vergebens um irgend einen Retter in der Noth umsehen! Wenn das religiöse Be-

wußtsein, wenn die ächt christliche Ehrfurcht vor der Obrigkeit, wenn die Gerechtigkeit, Billigkeit und das Gesetz der Sitte, wenn der Geist der christlichen Liebe aus den Herzen der Menschen — nicht ohne euer Zuthun! — verschwunden sein wird — dann wehe der Gesellschaft! — Dann bricht die Nacht der Barbarei herein über die Völker, und im blutigen Kampfe werden sie sich gegenseitig zerfleischen wie hungernde Wölfe. O löschet es nicht aus, das Licht des Christenthums, das beseligende, friedebringende, die Menschheit erwärmende! Doch nein! Ihr könnt es gar nicht auslöschen .... so sehr ihr es auch hasset, so sehr ihr, als Kinder der Finsterniß, wünschet in der Finsterniß zu leben, wie der Herr zu Nikodemus sagte (Ev. Joh. 3, 19—21): „Das aber ist das Gericht, daß in die Welt gekommen ist das Licht, und die Menschen haben die Finsterniß mehr geliebt, als das Licht, weil ihre Werke böse waren. Denn ein Jeder, der Böses thut, hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, damit seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber nach der Wahrheit handelt, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.“ — Ihr aber, geliebte Brüder und Schwestern, die ihr in den Tagen der Trübsal und Verfolgung dennoch das Licht geliebet und nach der Wahrheit gehandelt habt, harret aus .... traget euer Kreuz, wie es der Erlöser getragen .... kämpfet und ringet für das Gute,

für das Wahre und Rechte ... und werdet ihr auch verspottet, verhöhnt und gelästert, ihr habet doch ‚den besten Theil erwählet'. So lange wird Glück und Frieden und die wahre Freiheit nicht allgemein werden, solange nicht die christlichen Ideen allgemein geworden sind! Hoffet und duldet! Es wird dieser Tag kommen! Vielleicht noch für euch! Wenn ihr aber auch nichts zu erleben habt, als Kummer, Verfolgung und Verkennung, im Jenseits wird euch gewiß der Lohn, den ihr verdient habt, den euch aber Jene, die klüger sind, als ihr, mitunter entzogen haben. Dort Freude! Hier Kampf und Leid! Dies ist ja auf Erden das Schicksal der Kinder des Lichtes."